

**Idole: Evo Morales, Lukas Bärfuss, Dominique Ziegler, Sibylle Berg**

Nummer 47 – 21. November 2019 – 87. Jahrgang  
Fr. 9.– (inkl. MwSt.) – Euro 6.90

# DIE WELTWOCHEN



## **Die rosige Zukunft der Schweizer Sozialdemokratie**

Wie die schrumpfende SP in vier Jahren die SVP überflügeln könnte.

*Von Philipp Gut und Christoph Mörgeli*

## **Schauprozess gegen Trump**

Impeachment als Eigentor der Demokraten. *Von Urs Gehrig*

## **Zeitalter der Hysterie**

Filmproduzent Nico Hofmann und Star-Autor Douglas Murray im Gespräch.

*Von Roger Köppel und Florian Schwab*

4 194407 006904 47



1 8

MADE OF LUCERNE

8 8



HERITAGE BICOMPASS ANNUAL  
LIMITED EDITION | 888 STÜCK



CARL F. BUCHERER

LUCERNE 1888

Als *Weltwoche*-Redaktor Alex Baur 1992 für eine Reportage über den Koka-Boom in die bolivianische Dschungel-Provinz Chapare reiste, war Evo Morales ein im Ausland noch unbekannter Gewerkschaftsfunktionär. Schon damals fielen unserem Kollegen die Schlagkraft und die Disziplin der Koka-Gewerkschaft auf. Zwölf Jahre später erlebte Baur vor Ort, wie die Koka-Gewerkschafter die bolivianische Hauptstadt La Paz mit Strassenblockaden aushungerten, um die gewählte Regierung zu stürzen. Letzte Woche wurde Evo Morales nach einem Wahlbetrug selber gestürzt. Baur zeichnet den Werdegang des Volkstribuns nach, der bei den Koka-Bauern im Chapare einen letzten Unterschlupf fand, bevor er nach Mexiko flüchtete. **Seite 14**

Er wäre auch bereit gewesen, mit der *Weltwoche* in Rom oder sonst wo zu sprechen: Gilles Kepel, weltweit angesehener Islam-Experte, ist ständig unterwegs. Einen Termin in Paris auszumachen, war nicht ganz einfach. Im Gespräch mit Jürg Altwegg an der Elitehochschule Sciences Po blickt Kepel auf seine Karriere zurück und schneidet ein Thema an, über das er sich in Frankreich ausschweigt: Er steht unter Polizeischutz. Die Todesdrohungen von Islamisten setzen Kepel mehr zu, als man ihm im Fernsehen ansieht. Grund zur Entwarnung nach dem Ende des Islamischen Staates (IS) gebe es nicht: Der Terrorismus verändere sich und gehe weiter. **Seite 44**

Douglas Murrays internationaler Bestseller «Der Selbstmord Europas» hat sich



**Intellektuelles «Dark Web»:** Autor Murray.

über 100 000 Mal verkauft. Unter den begeisterten Lesern: der ungarische Premierminister Viktor Orbán. Dazu erreicht der britische Autor in den sozialen Medien ein Millionenpublik. Gemeinsam mit Figuren wie Jordan Peterson, Dave Rubin und Ben Shapiro wird er als Verkörperung des «Intellectual Dark Web» gesehen, einer Gegenöffentlichkeit zum tonangebenden linken Zeitgeist, der auch im Internet kräftig arbeitet. Die *Weltwoche* hat diesen, wie ihn der französische Philosoph Bernard-Henri Lévy nennt, «führenden öffentlichen Intellektuellen» in London zum Gespräch getroffen, wo er den grössten Veranstaltungsraum der City of Westminster einfach so füllte. **Seite 50**



**Besser als Fiktion:** Dürrenmatt, Ritschard.

Die Szene muss man sich einmal vorstellen: Friedrich Dürrenmatt tanzt mit einer «kleinen Prinzessin», bis er umfällt. Sie entstammt nicht etwa einer Erzählung oder einem Film, sondern der Realität, die manchmal jede Fiktion überbietet. Erlebt hat sie die in Los Angeles wohnhafte Künstlerin Christina Linhardt. Als Kind und Jugendliche begegnete sie in Hollywood und in der Schweiz den damals bekanntesten Autoren des Landes: neben Dürrenmatt auch einem Hugo Loetscher oder Peter Bichsel. Mit Maximilian Schell stand sie gemeinsam auf der Bühne – und besuchte die Bars in Beverly Hills. Für die *Weltwoche* hat Linhardt exklusiv ein Stück voller farbiger und amüsanter Erinnerungen an die Geistesgrößen verfasst. **Seite 54**

*Ihre Weltwoche*

**Impressum**

**Herausgeberin:** Weltwoche Verlags AG, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich  
Die *Weltwoche* erscheint donnerstags.  
**Redaktion:** Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch  
**Verlag:** Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07, E-Mail: verlag@weltwoche.ch  
**Internet:** www.weltwoche.ch  
**Abo-Service:** Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91 E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch  
Jahresabonnement Inland Fr. 346.– (inkl. MwSt.)  
Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.)  
Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo

**Gründer:** Karl von Schumacher (1894–1957)  
**Verleger und Chefredaktor:** Roger Köppel  
**Chefredaktion:** Philipp Gut (Stv.), Beat Gygi (*Wirtschaft*)  
**Produktionschef:** Lukas Egli

**Redaktion:** Michael Bahnnerth, Alex Baur, Erik Ebneter, Katharina Fontana, Urs Gehrig (*Leitung Ausland*), Hubert Mooser, Christoph Mörgeli, Florian Schwab, Roman Zeller

**Redaktionelle Mitarbeiter:** Miroslav Barták, Peter Bodenmann, Silvio Borner, Henryk M. Broder, Peter Hartmann, Pierre Heumann, Andreas Honegger, Mark van Huisseling, Hansrudolf Kamer, Peter Keller, Wolfram Knorr, Wolfgang Koydl, Franziska K. Müller, Matthias Matussek, Daniela Niederberger, Linus Reichlin, Thomas Renggli, Chris von Rohr, Peter Ruch, Peter Rüedi, Thilo Sarrazin, Kurt Schiltknecht, Beatrice Schlag (*Los Angeles*), David Schnapp, Claudia Schumacher, Hildegard Schwaninger, Eugen Sorg, Sacha Verna (*New York*), Tamara Wernli, Max Wey, Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*), Kurt W. Zimmermann  
**Produktion:** Benjamin Bögli, Roy Spring  
**Layout:** Daniel Eggspühler (*Art-Director*), Karin Erdmann  
**Bildredaktion:** Jasmin Karim, David Putnam (*Assistenten*)  
**Korrektorat:** Cornelia Bernegger (*Leitung*), Viola Antunovits, Renate Brunner, Nadia Ghidoli, Sandra Noser, Beat Zaugg, Dieter Zwicky  
**Website:** Alex Merz, Tim Tassonis  
**Sekretariat:** Sabine Mähner (*Leitung*), Inga Huber

**Verlag:**  
**Verlagsleiter:** Sandro Gianini  
**Anzeigenverkauf:** Gabriel Lotti, Brita Vassalli  
**Anzeigen-Innendienst:** Samuel Hofmann (*Leitung*)  
Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07  
E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch  
**Online-Vermarktung:** GLA United  
**Tarife und Buchungen:** weltwoche@gla-united.com

**Betriebsleiter:** Guido Bertuzzi  
**Druck:** Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See

*Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.  
Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.*

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt wird. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

# Quer durch Europa mit dem Luxusship MS Antonio Bellucci

TOP  
Qualität  
&  
Preis



2-Bettkabine Mittel- und Oberdeck (ca. 15 m²) mit franz. Balkon



Restaurant



Panorama-Salon



Katalog 2020  
jetzt bestellen!



## 1 Drei Flüsse Zauber – Rhein, Main und Donau Basel–Regensburg–Passau

9 Tage ab Fr. 1390.–

(Nach Rabattabzug, günstigste Kategorie in Nebensaison inkl. VP)

- 1. Tag Basel** Anreise, Einschiffung und «Leinen los!».
- 2. Tag Strasbourg** Rundfahrt/-gang<sup>(1)</sup> durch die Europa-stadt. Weiterfahrt am Mittag.
- 3. Tag Miltenberg** Fahrt auf dem Main. Weinprobe<sup>(2)</sup> in Bürgstadt nach dem Abendessen.
- 4. Tag Wertheim** Rundgang<sup>(1)</sup> durch Wertheim. Besuch des Glasmuseums mit wertvollen Exponaten.
- 5. Tag Würzburg** Transfer<sup>(1)</sup> in die Innenstadt. Besuch der bischöflichen Residenz, Rundgang.
- 6. Tag Bamberg** Transfer<sup>(1)</sup> und Rundgang. Die vier Türme des Doms thronen hoch über der Altstadt.
- 7. Tag Nürnberg** Rundfahrt/-gang<sup>(1)</sup> mit Besuch des historischen Kunstbunkers.
- 8. Tag Kelheim–Regensburg** Fahrt<sup>(1)</sup> zum Donaudurchbruch und zum Kloster Weltenburg. Rundgang<sup>(1)</sup> durch die Altstadt von Regensburg.
- 9. Tag Passau–St. Margrethen/Zürich** Busrückfahrt in die Schweiz und individuelle Heimreise.

Passau–Basel

Gleiche Reise in umgekehrter Reihenfolge.

### Reisedaten 2020 **Es het solangs het Rabatt**

Basel–Passau	Passau–Basel
14.05.–22.05. 500 <sup>(6)</sup>	12.06.–20.06. 500 <sup>(6)</sup>
14.09.–22.09. 500	22.09.–30.09. 500

<sup>(6)</sup> Kombinierbar mit Reise 2 mit Kombi-Rabatt



Weinstadel und Wasserturm, Nürnberg

## 2 Fahrt ans Schwarze Meer und ins Donaudelta NEU Passau–Belgrad–Ismajil–Tulcea

11 Tage ab Fr. 2290.–

(Nach Rabattabzug, günstigste Kategorie in Nebensaison inkl. VP)

- 1. Tag Zürich/St. Margrethen–Passau** Ind. Anreise, Busfahrt nach Passau. Einschiffung, «Leinen los!».
- 2. Tag Wien** Rundfahrt/-gang<sup>(1)</sup> durch die Kaiserstadt.
- 3. Tag Budapest** Rundfahrt/-gang<sup>(1)</sup>, Spaziergang<sup>(2)</sup> inkl. Fahrt U-Bahn, Strassenbahn, Besuch Markthalle.
- 4. Tag Batina–Aljmaš–Novi Sad** Ab Batina Ausflug<sup>(1)</sup> in den Naturpark Kopački rit. Wiedereinschiffung in Aljmaš. Nachmittags Schifffahrt nach Novi Sad.
- 5. Tag Belgrad** Rundfahrt/-gang<sup>(1)</sup> mit Besuch Festung.
- 6. Tag Flusstag** Schifffahrt durch das «Eiserne Tor».
- 7. Tag Rousse** Rundfahrt/-gang<sup>(1)</sup> und Besuch des Höhlenklosters Basarowski. Ausflug<sup>(3)</sup> Bukarest.
- 8. Tag Giurgiuilești** Ausflug<sup>(1)</sup> mit Folkloredarbietungen.
- 9. Giurgiuilești–Sfântu Gheorghe–Meile 35** Mit Ausflugsboot<sup>(1)</sup> in die Nebenarme des Donau-Deltas.
- 10. Tag Meile 35–Ismajil–Tulcea** Bootsfahrt<sup>(2)</sup> in die Seitenarme der Donau. In Ismajil Rundfahrt/-gang<sup>(1)</sup>.
- 11. Tag Tulcea–Zürich** Ausschiffung, Transfer zum Flughafen Constanta. Rückflug und ind. Heimreise.

Tulcea–Passau Gleiche Reise in umgekehrter Reihenfolge mit kleinen Anpassungen. Details im Katalog.

### Reisedaten 2020 **Es het solangs het Rabatt**

Passau–Tulcea	Tulcea–Passau
22.05.–01.06. 800 <sup>(7)</sup>	01.06.–12.06. 800 <sup>(7)</sup>

<sup>(7)</sup> Kombinierbar mit Reise 1 mit Kombi-Rabatt



Pelikane im Donaudelta

### MS Antonio Bellucci\*\*\*\*\*

Luxusschiff mit Platz für 140 Gäste. Alle Kabinen mit Dusche/WC, Föhn, Telefon, Safe, TV und Klimaanlage. Die Kabinen auf MD und OD (ca. 15 m²) verfügen über einen franz. Balkon, Tisch und zwei Sessel (ausser MD hinten). Die Kabinen auf dem HD (ca. 13 m²) sind mit kleinen, aus Sicherheitsgründen nicht zu öffnenden Fenstern ausgestattet. Bordausstattung: Restaurant, Panorama-Salon und Bar, Foyer, Shop, Captains Corner, Sauna- und Fitnessbereich, Sonnendeck mit Whirlpool. Gratis WLAN nach Verfügbarkeit. Lift zwischen MD und OD. **Nichtraucher-schiff** (Rauchen auf dem Sonnendeck erlaubt).

**Leistungen:** Kreuzfahrt inkl. Vollpension, Bustransfer Passau–St. Margrethen/Zürich oder v.v., Flug Constanta–Zürich mit Edelweiss Air in Economy inkl. Flughafentaxen oder v.v. (Reise 2), Thurgau Travel Bordreiseleitung

Preise p.P. in Fr. (vor Rabattabzug)	1	2
2-Bettkabine Hauptdeck hinten	1890	3090
2-Bettkabine Hauptdeck	1990	3290
2-Bettkabine MD hinten, franz. Balkon	2290	3890
2-Bettkabine MD, franz. Balkon	2390	4190
2-Bettkabine OD hinten, franz. Balkon	2490	4290
2-Bettkabine Oberdeck, franz. Balkon	2590	4490
Suite OD (ca. 32 m²), franz. Balkon <sup>(5)</sup>	3290	5890
Zuschlag Alleinbenutzung Hauptdeck	0	0
Zuschlag Alleinbenutzung Mitteldeck	890	1490
Zuschlag Alleinbenutzung Oberdeck	990	1690
Ausflugspaket Reise (7/8 Ausflüge)	230	270
Annulations-/Assistance-Versicherung	69	—
Jahresversicherung Allianz Einzel/Familie	—	139/229

<sup>(5)</sup> Nicht zur Alleinbenutzung möglich

### Weitere Fahrten mit MS Antonio Bellucci\*\*\*\*\*

Basel–Rotterdam–Amsterdam–Basel

9 Tage ab Fr. 1090.– (Nach Rabattabzug)

Basel–Flandern–Holland–Friesland–Basel

15 Tage ab Fr. 2490.– (Nach Rabattabzug)

Basel–Cochem–Trier–Bernkastel–Koblenz–Basel

9 Tage ab Fr. 1090.– (Nach Rabattabzug)

Ab-Preise, günstigste Kategorie in Nebensaison inkl. Mahlzeiten gemäss Programm. Details siehe Internet.

<sup>(1)</sup> Im Ausflugspaket enthalten, vorab buchbar | <sup>(2)</sup> Fak. Ausflug nur an Bord buchbar | <sup>(3)</sup> Alternativer Ausflug nur an Bord buchbar | Programmänderungen vorbehalten

Weitere Informationen oder buchen  
www.thurgautravel.ch

Buchen oder Prospekt verlangen  
Gratis-Nr. 0800 626 550



Thurgau Travel

Aussergewöhnliche Reisen zu moderaten Preisen

Amriswilerstrasse 12, 8570 Weinfelden  
Tel. 071 552 40 00, info@thurgautravel.ch

# Die grösste List

Was die linken Grünen und die rechte AfD verbindet.

Von Roger Köppel

So viel Selbstverzicht, so viel Demut war nie. Die Schweizer Grünen bringen es einfach nicht übers Herz, nach ihrem triumphalen Wahlerfolg einen klaren Anspruch auf einen Bundesratsstz zu formulieren. Mal wollen sie, dann wieder nicht. Dann doch. Man tänzelt, man ziert sich, man kokettiert.

Auch die deutschen Grünen eiern herum. Kanzlerschaft? Ja oder nein? Und wenn, dann wer? Sie tun sich schwer. Die beiden Co-Chefs Robert Habeck und Annalena Baerbock sind so voller Selbstvergessenheit damit beschäftigt, den jeweils anderen in den Himmel hochzuloben, dass die Kraft wohl nicht mehr reicht, die Kanzlerfrage zu entscheiden. Die Doppelspitze ist das organisatorische Sinnbild der gewollten Führungsschwäche.

Aber auch rechts sieht es nicht viel besser aus. Die allseits angefeindete AfD ist noch autoritätsfeindlicher als die deutschen Grünen. Die Rechten haben nicht nur zwei, sie haben drei Chefs – ein «gäriger Haufen», der zwar das Land, aber nicht selber führen will. Muss man vor einer Partei Angst haben, die sich derart vor der eigenen Macht versteckt?

Erstaunlicherweise finden die Medien Politiker sympathisch, die so tun, als gehe es ihnen um alles, nur nicht um die Macht. Habeck ist in Deutschland ein Superstar. Auch in der Schweiz wählen die meisten Journalisten Grün. Der geschmeidige Ironiker Moritz Leuenberger, einst SP-Bundesrat, war in der Schweiz der bejubelte Pionier. Er hielt feinsinnige Reden und zelebrierte seinen angeblichen Degout vor der Macht, von der er sich dann partout nicht trennen wollte.

Zwar machte er sich auch darüber lustig, doch am Schluss musste er aus seinem Bundesratsbüro fast herausgetragen werden. Je augenfälliger sich ein Politiker von der Macht distanziert, desto inniger liebt er sie. Die heissesten Bundesratskandidaten in Bern sind immer noch die, die ihre Absicht, Bundesrat zu werden, am lautesten dementieren. Wer falsche Fährten legt, vernebelt den Blick bei denen, die ihm gefährlich werden könnten.

So tun, als ob. Was wir hier beobachten, ist nicht ein Schauspiel des Altruismus, nicht die Geburt einer neuen politischen Bescheidenheit. Es ist das dritte Gesetz der Macht, das der Bestsellerautor Robert Greene in seinem Buch «Power» einmal so beschrieb: «Halten Sie Ihre Absichten stets geheim. Lassen Sie die Leute im Dunkeln tappen. Enthüllen Sie nie den

Zweck Ihres Handelns. Wenn die anderen keine Ahnung haben, was Sie vorhaben, können sie sich nicht auf die Verteidigung vorbereiten.»

Allerdings: Politiker, die sich vor der Macht drücken, sind aus Sicht des Wählers unbrauchbar. Entweder sie scheuen sich wirklich, dann sollten sie den Vortritt jenen überlassen, die Verantwortung übernehmen wollen. Oder sie tun nur so, als ob sie nicht wollten, dann stimmen die Motive nicht. Politiker, die nur zum Schein die Macht verweigern, streben die Macht an, aber niemand soll es merken. Das sind Machiavellisten, denen die Macht über alles geht, Machtnarzissten, die ein falsches Bild von sich vor-täuschen.

In der Attitüde der Grünen schwingt das alte sozialistische Erbe mit. Die Sozialisten traten an, die Macht und den Staat im irdischen Paradies des befreiten Proletariers zu überwinden. Die Losung «Alle Macht dem Kollektiv» sollte alle Herrschaftsverhältnisse endgültig über den Haufen werfen. Am Ende waren alle gleich, doch einige gleicher, und aus der Unordnung schälte sich der fürchterlichste, weil sich selber verleugnende Despotismus heraus. Unsichtbare Macht wird unkontrollierte, wird totale Macht.

Politiker, die um die Macht herumtänzeln; Parteien, die auf eine klare Führung verzichten; Mehrfachspitzen und politische Jobsharing-Modelle stehen bei den Medien

hoch im Kurs. Es ist ein Missverständnis. Unklare Verantwortungen sollten in der Demokratie ein Unding sein. Je weniger klar ist, wer wofür die Verantwortung trägt, desto schwieriger wird es für den Wähler zu wissen, wen er wählen oder wen er abwählen soll. Systeme oder Führungsmodelle mit unklaren oder geteilten Verantwortungen dienen den Mächtigen und schaden allen anderen. Geteilte, unklare Verantwortungen schaffen weniger Transparenz und wären gerade in demokratischen Systemen zu vermeiden.

Das aber ist nicht nur ein Problem der Linken und Grünen. Die deutsche AfD ist ein



Kokett: Grüne Habeck und Rytz.

Beispiel, wie Machtwille und diffuse Führungsstrukturen Hand in Hand gehen. Die AfD-Verantwortlichen loben sich dafür, dass sie auf eine klare Spitze verzichten. Die Partei sei noch jung, man habe kein Bedürfnis nach eindeutigen Hierarchien. Klingt gut. In Wahrheit drückt sich die Partei um einen klaren Kurs. Sie will sich nicht festlegen. Mit drei Köpfen hofft man wohl, mehr Wähler anzusprechen. Macht geht vor. Sollte nicht die Sache dominieren? Gleichzeitig gibt die AfD vor, ein klares, verbindliches Programm zu haben. Warum braucht sie dann drei Chefs?

Da und dort wird Unmut laut. Der linke Schweizer Politologe Michael Hermann ärgert sich allmählich über die links-grüne Koketterie. Im *Tages-Anzeiger* rechnet er vor, dass bei den letzten Wahlen ein Linksrutsch von historischem Ausmass stattgefunden habe. Um so unverständlicher sei es, dass sich die Linken und die Grünen in die «politische Defensive» hätten drücken lassen.

Haben sie das wirklich? Oder kokettieren sie nur? Ist der grösste Machtwille der, der sich am besten verbirgt? Der spanische Jesuit und Hochschullehrer Baltasar Gracián (1601–1658) fasste das, was uns heute beschäftigt, in einen hellen Sinnspruch: «Man darf dich nicht für einen Betrüger halten, auch wenn man heute nicht leben kann, ohne einer zu sein. Deine grösste List muss sein, zu verbergen, was als List erscheint.»

Wir behandeln viele Stars – am häufigsten den grauen und den grünen.

Augenchirurgie. Eines der Fachgebiete in Ihrer Privatklinik für Chirurgie und individuellen Service. [pyramide.ch](http://pyramide.ch)

Spitze für Sie.





Neue Gefahr: Gilles Kepel. Seite 44

## Titelgeschichte

- 26 **Die Zukunft der Sozialdemokratie**  
Vorbild Dänemark

## Kommentare & Analysen

- 5 Editorial
- 9 Kommentare  
Kein Fall für den Strafrichter
- 10 Gesellschaft Gefällt mir nicht
- 10 **Schweiz** Jugendidol Bärfuss
- 11 Eilmeldung Appelle an die Intoleranz
- 12 Porträt der Woche
- 13 Tagebuch  
Sepp Blatter über Viktor Orbán
- 14 **Kopf der Woche**  
Die irre Welt des Evo Morales
- 22 Mörgeli Erdbeben im Tessin
- 22 **Bodenmann**  
Alte weise Männer braucht das Land
- 23 Medien Glaube an die Würde
- 23 Die Deutschen Heikos Regenbogen
- 43 Die chinesische Sicht

## Inland

- 28 **Natalie Rickli**  
Rückendeckung vom Bundesgericht
- 30 **Prügelknabe Parmelin**  
SVP-Bundesrat mit Image-Problem
- 31 **Bundesasylzentrum**  
Sieben Sorten Tee
- 36 **Erdogans langer Arm in die Schweiz**  
Analyse von Saïda Keller-Messahli



Schreiben nach Rezept: Sibylle Berg. Seite 32

## Ausland

- 18 **Nico Hofmann**  
«Wir leben in hysterischen Zeiten»
- 40 **Soll ihn der Teufel holen**  
Warum Donald Trump im Amt bleibt
- 42 **Inside Washington** Star der Stunde
- 44 **Heiliger Bürgerkrieg**  
Islamwissenschaftler Gilles Kepel
- 46 **Mit blutigen Händen**  
Gegenrede von Pierre Heumann

## Wirtschaft & Wissenschaft

- 29 **Pensionskassen im Polit-Sumpf**  
Essay von Silvio Borner
- 34 **ETH folgt der Mode** Superinstitut für Umwelt und Nachhaltigkeit
- 37 **Kühler Kopf beim Klima**  
Die SNB bleibt nüchtern
- 38 **Wie man das Volk aushebelt**  
Kommt das Notrecht zurück?

## Kultur & Gesellschaft

- 32 **Sibylle Berg** Kochender Dildo wird von Lastwagen überfahren
- 50 **Douglas Murray** Der Historiker über den Aufstieg des «linken Mobs»
- 53 **Christine Brinck** Wie man das Klassenzimmer menschlicher macht
- 54 **Christina Linhardt** Ich tanzte mit Dürrenmatt, bis er umfiel
- 58 **Dominique Ziegler**  
«Der Weg ins Morgenland»



«Ich beobachte eine übersteuerte Egozentrik, einen Machthunger.»

Nico Hofmann: Seite 18

## Rubriken

- 9 **Im Auge** Peter Müller
- 16 **Personenkontrolle**
- 17 **Nachruf**  
Werner Gustav Doehner
- 24 **Darf man das?**
- 24 **Leserbriefe**
- 25 **Fragen Sie Dr. M.**
- 33 **Die Bibel** Zeit und Ewigkeit
- 35 **Sprache** Doof
- 48 **Ikone der Woche** Faye Dunaway
- 56 **Jazz** Keith Jarrett
- 60 **Kino** «The Irishman»
- 61 **Körzis Hollywood**  
Wohin streamst du?
- 62 **Thiel** Politik
- 62 **Namen** Im Zentrum steht Cassius
- 62 **Fast verliebt** Sucht und Liebe
- 63 **Unten durch**  
Spontanorgasmus
- 64 **Wein**  
Charakterkopf im Primitivo-Land
- 64 **Salz & Pfeffer**  
Eine Lanze für Bern
- 65 **Auto** Leon Cupra R ST 4Drive
- 66 **Tamaras Welt** Allergische Veganer

# AVENGER



**BREITLING**  
1884

**BREITLING BOUTIQUE**  
GENEVA • LAUSANNE • LUCERNE  
ST. MORITZ • ZERMATT • ZURICH



AVENGER SWISS AIR FORCE TEAM  
LIMITED EDITION



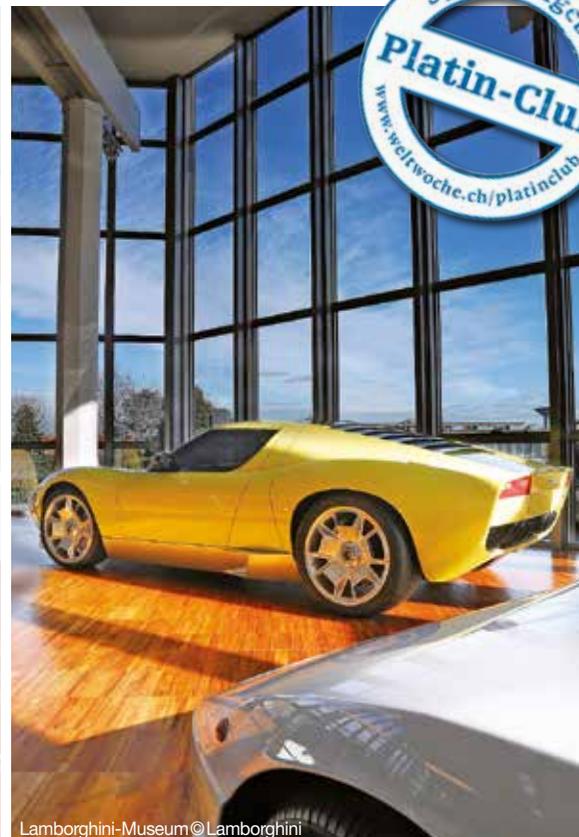
Ferrari-Museum © Ferrari



Ducati-Museum © Dino Bessele



Ferrari-Museum Paddock © Museo Ferrari



Lamborghini-Museum © Lamborghini



## VIP-Spezialreise «Motor Mania e Dolce Vita» Diamanten auf Rädern erleben

Allein die Namen lassen aufhorchen: Lamborghini, Maserati, Ducati, Ferrari und Pagani. Die Herzen der Fans von edlen und schnellen Motorfahrzeugen werden auf dieser fünftägigen Reise höherschlagen! Erleben Sie unvergessliche Anblicke, exklusive Führungen durch Produktionswerke und Museen und so manchen kulinarischen Hochgenuss.

Start frei! Sie wohnen in einem 4-Sterne-Hotel im Herzen von Bologna. Im Stadtteil Borgo besuchen Sie am zweiten Tag das Werk des leidenschaftlichen Motorradherstellers Ducati. Unterhaltsam wird Ihnen die spannende Geschichte des Unternehmens präsentiert. Nächster Stopp: Lamborghini. Der Neffe des Firmengründers, Fabio Lamborghini, beehrt Sie in seiner Stamm-Trattoria beim Mittagimbiss. Diese Begegnung steigert die Vorfreude auf den Rundgang durchs Werkmuseum. Und es öffnen sich für Sie auch die Türen zum Ferruccio-Lamborghini-Privatmuseum. Technik und Emotion werden spürbar.

Am dritten Tag lockt das Maserati-Museum auf dem Landgut der Familie Panini. Berausende Impressionen! Nachdem Sie mittags typischen Parmigiano genossen haben, widmen Sie sich dem wohl exklusivsten Automobilhersteller der Welt: Pagani. Im legendären Unternehmen wird

Automobilbau zur Kunst. Zum Tagesabschluss werden Sie auf einem Weingut zur Degustation und zum Abendessen erwartet.

Bella Bologna erleben Sie am Vormittag des vierten Reisetages auf dem Rundgang durch die historische Altstadt. Am Nachmittag sehen Sie Rot: Die Scuderia Ferrari in Maranello steht auf dem Programm! Eine Tour durch die Auto schmiede gibt erste Eindrücke, es folgt eine Zeitreise durch die Ferrari-Geschichte im Museum. Wer das Erlebnis noch steigern möchte, hat Gelegenheit zur Probefahrt im Ferrari F430 auf den Strassen rund um Maranello.

Zum Finale speisen Sie im Stammlokal der Formel-1-Piloten: totaler Genuss im Ristorante «Montana» in Fiorano Modenese. Sie sind am Ziel Ihrer Träume!

Detailliertes Reiseprogramm und Anmeldeformular unter [www.weltwoche.ch/platin-club](http://www.weltwoche.ch/platin-club).

### Platin-Club-Spezialangebot

**VIP-Spezialreise «Motor Mania e Dolce Vita»**  
1. bis 5. April 2020

#### Leistungen:

- Swiss-Flüge Zürich-Venedig-Zürich
- 4 Übernachtungen mit Frühstück im 4-Sterne-Hotel
- 1 Abendessen mit Aperitif
- 1 Mittagimbiss mit Fabio Lamborghini
- 1 Parmigiano-Verkostung
- 1 Weindegustation mit Spezialitäten
- 1 Abendessen im Restaurant «Montana»
- Ausflug Ducati-Werk und Lamborghini-Museum
- Ausflug Maserati-Museum und Pagani-Werk
- Ausflug Altstadt Bologna
- Ausflug Ferrari-Werk und Museum
- Qualifizierte Reiseleitung

#### Preis:

Mit *Weltwoche*-Abo: Fr. 1795.–  
Für Nichtabonnenten: Fr. 2095.–  
Einzelzimmerzuschlag: Fr. 280.–  
Ferrari-Probefahrt: Fr. 125.–

#### Buchung:

Reservieren Sie Ihr Arrangement über Telefon 091 752 35 20 oder per E-Mail an [info@mondial-tours.ch](mailto:info@mondial-tours.ch)

#### Veranstalter:

Mondial Tours MT SA, Locarno

[www.weltwoche.ch/platin-club](http://www.weltwoche.ch/platin-club)

# Kein Fall für den Strafrichter

Von Katharina Fontana — Im Februar wird das Stimmvolk darüber entscheiden, ob Homosexuelle speziellen Schutz vor Diskriminierung brauchen. Nüchtern betrachtet, lautet die Antwort: nein.



Werdet lockerer.

Es ist noch nicht lange her, da wehrten sich Homosexuelle dagegen, vom Staat als Exoten behandelt und Sonderregeln unterstellt zu werden. Man bekämpfte die berüchtigten Homo-Register der Sittenpolizei, die Kriminalisierung gleichgeschlechtlicher Liebe, das höhere Schutzalter im Sexualstrafrecht. Später ging es darum, schwulen und lesbischen Paaren die rechtliche Absicherung ihrer Partnerschaft zu ermöglichen. Und wohl bald werden Homosexuelle den Gipfel der gesellschaftlichen Konventionalität erklimmen und dank der «Ehe für alle» heiraten dürfen.

Paradoxerweise sind es nun aber ausgerechnet Homosexuelle, die eine Sonderbehandlung für sich beanspruchen. Anfang Februar wird darüber abgestimmt, ob die Antirassismus-Strafnorm erweitert werden und neben Rasse, Ethnie und Religion neu auch die sexuelle Orientierung als verbotenes Diskriminierungsmerkmal umfassen soll. Demnach würde sich künftig strafbar machen, wer gegen Homosexuelle hetzt, sie öffentlich herabwürdigt oder ihnen gewisse Leistungen verweigert – beispielsweise müsste ein Konditor, der für ein Homo-Paar keine Hochzeitstorte backen will, den Gang vor den Strafrichter gewärtigen.

Ein Komitee aus EDU, Junge SVP und christlichen Organisationen hat das Referendum gegen das «Zensurgesetz» ergriffen, und diese Gegnerschaft ist für breite Kreise schon mal

höchst verdächtig. Doch wer den politischen Hintergrund beiseitelässt und die geplante Strafnorm nüchtern analysiert, merkt rasch, dass es sie aus mehreren Gründen nicht braucht.

## Konturlos und willkürlich

Erstens sind Homosexuelle heute zivil- und strafrechtlich gleich gut geschützt wie Heterosexuelle. Sie können sich wie alle anderen Personen auch mit Ehrverletzungsklagen gegen persönliche Beleidigungen oder Beschimpfungen wehren, gegen gewalttätige Übergriffe kommt das Strafrecht ohnehin von Amtes wegen zum Einsatz. Allerdings müssen Schwule und Lesben – wie die Heterosexuellen auch – damit leben, dass man sie als Gemeinschaft abfällig beurteilt oder dumme Witze über sie macht.

Das führt zum zweiten Punkt. Die Antirassismus-Strafnorm wurde eingeführt in der Absicht, die liberale Schweiz nicht zum Hotspot für ausländische Neonazis werden zu lassen und eine Handhabe gegen krasse Fälle von Hass und Hetze zu haben. Sie ist indes nicht dazu gedacht, Minderheiten allgemein vor Benachteiligung zu schützen. Dies hätte nämlich zur Folge, dass der Strafartikel konturlos würde und willkürlich dazu. Denn mit demselben Recht wie die Homosexuellen könnten dann auch Ausländer, Behinderte, Alte, Frauen und weitere Gruppen verlangen, dem Schutz des Antirassismus-Artikels unterstellt zu werden.

Drittens zeigt die Strafnorm, wie leichthin man heute die Meinungsfreiheit einschränkt und wie wenig man noch bereit ist, irritierende Haltungen zu tolerieren. Diese Entwicklung ist abzulehnen. Eine offene Gesellschaft muss abweichende Ansichten und moralisch fragwürdige Äusserungen aushalten können; nichts hindert einen daran, einem homophoben Zeitgenossen mit Zivilcourage entgegenzutreten. Kommt hinzu, dass die neue Strafnorm dazu missbraucht werden kann, heikle Themen zum Tabu zu erklären und unliebsame Debatten im Keim zu ersticken – etwa die Frage, ob homosexuelle Paare Kinder haben sollen. Bereits ist davon die Rede, dass das Zitieren gewisser Homokritischer Bibelpassagen künftig strafbar wäre.

Viertens sollte man generell ein bisschen lockerer werden. Man trifft im Leben immer wieder auf Leute, die einen nicht mögen, wegen der Herkunft, des Geschlechts, der Weltanschauung, des Aussehens. Oder weil man homosexuell ist. Solche Ablehnung mag fies sein und schmerzen. Sie ist aber noch lange kein Fall für den Strafrichter.

# Der Visionär



Peter Müller, Ex-Merkel-Opfer.

Diese altertümliche scharlachrote deutsche Richterrobe soll ihren Träger ziemlich zwicken, fast wie eine Zwangsjacke des Amtes, und es scheint bis heute unbegreiflich, dass Herr Müller darin steckt. Und dass ein einst so vitaler Politiker wie er sich überhaupt hinter die Klostermauern der Verfassungsjustiz in Karlsruhe zurückgezogen hat. Peter Müller, heute 64, war der vermutlich talentierteste unter den «Jungen Wilden» in der CDU, die allesamt von der fast gleichaltrigen Angela Merkel abserviert wurden; nur gerade Friedrich Merz hebt wieder seinen Kopf. Müller gewann das Saarland, einst Domäne des linken Feudalfürsten Oskar Lafontaine, 1999 mit absoluter Mehrheit auf Anhieb und gegen alle Prognosen. Im Wahlkampf fegte er am Steuer seines Mercedes von Auftritt zu Auftritt. Mit seinem Teint und seinem Temperament wäre er auch als Franzose durchgegangen im Grenzland, das historisch mehrmals die Nation gewechselt hat.

Müllers fataler Fauxpas: In vermeintlich vertraulicher Journalistenrunde sprach er sich für den (danach gescheiterten) CSU-Bayern Edmund Stoiber als Kanzlerkandidaten aus und nicht für Merkel. Einer der Eingeweihten verpetzte ihn bei der Rivalin, die Müller, nachdem sie 2005 Kanzlerin geworden war, als Unperson vergass. Aber sie unterschätzte seinen visionären Spürsinn. Als Müller 2009 die Mehrheit in Saarbrücken einbüsste, erfand er zum Machterhalt die Jamaika-Koalition, das erste Bündnis mit den Grünen und Liberalen, die Formel, die nach dem voraussehbaren Ende der grossen Koalition in Berlin und Merkels Abgang noch möglich scheint. Er hat auch schon für Angela Merkels Nachfolge vorgesorgt. Er stellte vor zwanzig Jahren eine unbekannt junge Frau und Mutter von drei Kindern namens Annegret Kramp-Karrenbauer als persönliche Referentin an, die ihn 2011 als Regierungschefin des Saarlands ablöste und jetzt die CDU anführt im Trennungsprozess von Mutti Merkel. Müller-Zukunft trägt noch bis 2023 den Talar des Verfassungsrichters, danach ist er wieder wahlfrei in der Garderobe. Peter Hartmann

## Gefällt mir nicht

Von Yaël Meier — Instagram will die Likes abschaffen. Wie bitte?

Der Gedanke «Rest in peace, Instagram!» könnte diese Woche wohl vielen Jugendlichen durch den Kopf gegangen sein. Die Plattform testet nämlich weltweit, ob sie die sichtbaren Likes – den Herzchen-Knopf, dass ein Bild oder Video gefällt – abschaffen will. Freunde und Bekannte sind empört. «Es fehlt etwas», jammern sie. Ohnehin: Instagram reize sowieso nicht mehr – warum das also auch noch?

Instagram selber begründet seine Reform damit, dass die Plattform ein Ort sein soll, an dem sich Menschen wohlfühlen und frei ausdrücken können. Ein sozialer Ansatz, der scheinheilig ist. Denn an der Oberflächlichkeit der Applikation, die von Selbstinszenierung und Kommerz lebt, ändert sich ohne Likes rein gar nichts. Sowieso, es sind gar nicht die Likes, die bei den Jungen Minderwertigkeitskomplexe verursachen. Der stete Vergleich, der Drang nach Anerkennung erfolgt in allen sozialen Netzwerken und ganz besonders auf Instagram. Dafür verantwortlich sind aber nicht die Likes, sondern die künstlichen Schönheitsideale mit ihren scheinbar perfekten Leben. Mit ihnen mithalten wollen wir automatisch, auch ohne Likes. Aber ohne zählbare Bestätigung pro Post ginge ein zentraler Reiz von Instagram verloren, weshalb Junge die Plattform wohl nicht weiter nutzen würden.

Instagram weiss das und wird den «Gefällt mir»-Button wohl nicht radikal abschaffen. Zu viele User würden vertrieben und direkt in die Fänge einer anderen vermeintlich sozialen Plattform geführt – etwa zu Tiktok. Sie ist die momentan am schnellsten wachsende Applikation und würde sich bestimmt über noch mehr Profil-Anmeldungen freuen. Das chinesische Social Network ist besonders bei der Generation Z – den Jahrgängen ab 1995 – sehr beliebt und könnte Instagram früher oder später den Rang als Jugendplattform Nummer eins streitig machen. Besonders weil der Instagram-Geschäftsführer Mark Zuckerberg mit Likes experimentiert. Denn neben anderen Vorzügen bekommen Junge auf Tiktok ihre geliebten und lobenden Herzchen haufenweise.

Es fragt sich, ob ein Masterplan hinter Instagrams Idee steckt, seine Likes abzuschaffen. Ist das Ganze vielleicht ein Vorwand, damit die Social-Media-Plattform ihren Ruf aufpolieren kann – der aber schliesslich verworfen wird? Oder glaubt Instagram tatsächlich, Junge wären mit einem Instagram ohne Likes zufrieden? Also ich wär's nicht.

## Jugendidol Bärfuss

Von Anton Beck — Als Intellektueller und Choleriker wird Lukas Bärfuss verehrt oder verachtet. Die Jugend ist von ihm begeistert. Dies weist auf eine bisher wenig verstandene Qualität des Phänomens Bärfuss hin.

Für Lukas Bärfuss läuft es zur Zeit richtig gut. Sein diesen Herbst erschienener Erzählband «Malinois» wurde vom Feuilleton, wie die meisten seiner Bücher, hoch gelobt, und vor wenigen Wochen wurde er mit der Verleihung des Büchner-Preises endgültig in den Schriftsteller-Olymp gehoben.

Doch selbst wer sich nicht mit Literatur befasst, kann Bärfuss nicht entkommen. Aus irgendeiner Zeitung oder Talkshow blicken seine schmalen, dunklen Augen einen verfolgend an, und er vermittelt nur allzu leicht den Eindruck eines Cholerikers, der sich über die Welt, die ja eigentlich so gut zu ihm war, empört.

Doch dieses Bild des weissen, wütenden Mannes trägt. Als Dozent an der Berner Fachhochschule begeistert er Studierende mit seiner direkten und neugierigen Art. Wer sich an den Universitäten oder in Schulen umhört, vernimmt ein ähnliches Echo. Die Schweizer Jugend liest, wenn Netflix gerade streikt, Bärfuss. In den letzten Wochen wurde er oft

**Er definiert sich nicht allein durch seine Kunst, vielmehr ist er selbst das Kunstwerk.**

mit den zwei grossen Schweizer Intellektuellen des letzten Jahrhunderts, mit Max Frisch und Friedrich Dürrenmatt, beide ebenfalls Büchnerpreis-Träger, verglichen, aber das ist falsch. Bärfuss ist kein Intellektueller, sondern trägt viel eher Züge eines Popstars.

### Junge Liebe, Verlust, Träumereien

Mich packte er mit seinem Roman «Koala», der Geschichte über den Selbstmord seines Bruders, gespickt mit malerischen Sprachbildern über die Besiedelung Australiens. Eine Freundin – wie ich Anfang zwanzig – wurde durch den Roman «Hundert Tage», eine politische Liebesgeschichte im Kontext des Völkermordes in Ruanda, zur Bärfussianerin. Junge Liebe, Verlust, Träumereien, Fernweh und politische Wut – Bärfuss' Themen unterscheiden sich kaum von den Liedtexten verehrter Millennial-Göttinnen wie Dua Lipa. Doch wie ein wahrer Popstar definiert Bärfuss sich nicht allein durch seine Kunst, vielmehr ist er selbst das Kunstwerk.

So verkörpert Bärfuss die goldene Währung des Internetzeitalters: Authentizität. Er versucht nicht zwanghaft cool zu sein, es scheint

gar, als unternehme er alles, um diesen Eindruck zu vermeiden. Er verwendet kaum Anglizismen, trägt meist Hemd und Gilet und wirkt doch, sogar mit Lesebrille, jung geblieben. Der Grund dafür liegt in der Ruhe, die er ausstrahlt, diesem Thuner Schlenderschritt beim Sprechen und Schreiben, eben einem Lebensgefühl, das Jugendliche schon immer anstrebten – *living easy, living free*; daran hat sich in den letzten sechzig Jahren Jugendkultur nicht viel geändert. Neben seiner Gelassenheit besitzt Bärfuss aber auch eine gewisse Widerspenstigkeit, diese provozierende Ader, die unter Erwachsenen deplatziert wirkt, aber jedem, der noch nicht mit beiden Beinen im Leben steht, bekannt vorkommt. So gesehen versteckt sich hinter Bärfuss und Dua Lipa derselbe Kern, die Verpackung sieht nur anders aus.

Nicht zuletzt verkörpert der Thuner auch die Antwort auf die Frage, was passiert, wenn man sich mit wenig Sicherheiten ins Leben stürzt und vom Wind tragen lässt; wie viel Freude ein solches Leben birgt, wie viel Enttäuschung und was es braucht, um in den Unwägbarkeiten zu bestehen. Der ehemalige NZZ-Journalist Marco Färber schrieb Bärfuss, der von einem problembehafteten Jugendlichen über das Theater zu einem der bedeutendsten Romanciers des Landes wurde, eine literarische Tellerwäscherkarriere zu, doch das Phänomen Bärfuss ist komplexer. Bärfuss glitzert nicht nur – wer seine Bücher liest, kennt seine Abgründe, die er offen ausstellt; und das ist, wie jeder Influencer weiss, authentisch.



Wenn Netflix streikt: Autor Bärfuss.

# Appelle an die Intoleranz

Von Alex Baur — Linksextreme verhindern mit Unterstützung von Journalisten einen Kongress von Klimaskeptikern in München. In Deutschland ist der Gesinnungsterror wieder salonfähig.



Die Methoden des Mobs: Klima-Flashmob in Krakau, 14. Oktober.

Am Anfang war ein als Recherche getarnter Aufruf. Im letzten September erkundigte sich Journalist Paul Gäbler vom Berliner *Tagespiegel* beim Management des NH München Ost Conference Center, ob man denn wisse, wen man vom 22. bis zum 24. November beherberge. Natürlich wusste man das. Das Europäische Institut für Klima und Energie, kurz Eike, hatte schon mehrere Kongresse im Münchner Hotel durchgeführt. Es gab nie Probleme. Gäbler hakte nach. Bei Eike handle es sich um eine Organisation, welche den menschengemachten Klimawandel leugne und Verbindungen zur AfD habe – ob man diese Gesinnung denn unterstütze, wollte er wissen.

Die Trigger «AfD» und «Klimaleugner» verfehlten ihre Wirkung nicht. «Ein Leugnen des menschengemachten Klimawandels ist mit den Wertvorstellungen der NH Hotelgruppe nicht vereinbar», liess sich die Pressestelle der Hotelgruppe zitieren. Und sie lieferte dem Journalisten damit erst den Stoff für eine Knatsch-Geschichte: «Der AfD-nahe Think-Tank «Eike» verbreitet Informationen für Klimawandel-Leugner. Jetzt sorgt eine geplante Konferenz in einem Münchner Hotel für Wirbel.» Tatsächlich gab es einen solchen Wirbel bis zu diesem Zeitpunkt gar nicht. Aber, darauf konnte sich Journalist Gäbler verlassen, nachdem er den Startschuss gegeben hatte, wurde seine Story

gleichsam zum Selbstläufer. So einfach tickt Deutschland im Herbst 2019.

Der *Münchner Merkur* verbreitete den mit einer Mahnung des parteilosen Abgeordneten Marco Bülow angereicherten Schlachtruf aus Berlin umgehend weiter: «Jedes Unternehmen sollte sich gut überlegen, wem sie ihre Räumlichkeiten zur Verfügung stellt.» Nun nahm das Umweltinstitut München den Ball auf mit einem offenen Brief an das Hotelmanagement: «Hiermit appellieren wir als UmweltschützerInnen, aber auch als VertreterInnen einer offe-

## Hoteliere und Wirte winden sich. Am Ende beugen sie sich fast alle den Repressalien.

nen Gesellschaft der Solidarität an Sie, Ihren Worten Taten folgen zu lassen und Klimawandel-LeugnerInnen keinen Raum mehr zu geben. Bitte laden Sie Eike aus.»

Die «Taten» übernahm absehbarerweise eine linksextreme Antifa-Truppe. Mit dem ach so lustigen Schlachtruf «Streike gegen Eike! Klimaleugner\*innen einheizen!» besetzten zwei Dutzend Linksautonome vorletzte Woche das Münchner Kongresshotel. In Flugblättern wurden weitere «Störaktionen» während des Kongresses angedroht. Das wirkte. Das Hotel-

management knickte ein und stornierte zehn Tage vor dem Kongress den Vertrag mit Eike. 200 Kongressteilnehmer, die aus der halben Welt anreisen, stehen nun auf der Strasse.

Am 14. November vermeldete der *Tagespiegel* den Erfolg der von ihm selber initiierten Kampagne. «Schlechte Nachrichten für deutsche Klimawandelleugner», säuselte das Blatt scheinheilig, Eike müsse sich nun einen anderen Veranstaltungsort suchen. Tatsächlich wird sich auf das kommende Wochenende kaum ein Ersatz finden. Eike hat eine Klage gegen die NH-Hotelgruppe eingereicht. Bei Redaktionsschluss stand noch offen, wie es weitergeht.

Ob man die Skepsis von Eike und seinen Mitgliedern – zumeist emeritierte Professoren und pensionierte Forscher fortgeschrittenen Alters, die keine beruflichen Repressalien mehr befürchten müssen – gegenüber der menschengemachten Klimakatastrophe und der Energie-wende teilt, ist das eine. Doch darum geht es nicht. Die Apologeten der Klima-Apokalypse wollen gar nicht diskutieren. Sie wollen Andersdenkende zum Schweigen bringen.

## Vermietungsstopp statt Hausverbot

Eike ist kein Einzelfall. Wer in Sachen Klima oder Migration in Deutschland ungehörige Meinungen vertritt, muss mit Repressalien rechnen. Die Methoden des Mobs – niederschreien, drohen, lächerlich machen, anprangern, ausgrenzen – scheinen wieder salonfähig zu sein. So bekundet die AfD – immerhin eine offiziell anerkannte politische Partei, die sich vorbehaltlos zur Demokratie und zur verfassungsmässigen Ordnung bekennt – seit ihrer Gründung grösste Mühe, Lokale für ihre Veranstaltungen zu finden. Die Hoteliere und Wirte winden sich, doch am Ende beugen sie sich fast alle dem Gesinnungsterror. Wird ein generelles «Hausverbot» von einem Gericht als verfassungswidrig erklärt, verhängt man halt einen «Vermietungsstopp» (Begründung: «Die Ablehnung richtet sich nicht gegen die Partei, sondern gegen einzelne Exponenten.»). Nachdem im letzten Dezember in Stuttgart ein Hausverbot gegen die AfD für die «Weihnachtsvorlesungen» der evangelischen Kirche gescheitert war, wurde der Anlass kurzerhand abgesagt. Oder man schiebt, wie dies nun in München geschehen ist, Sicherheitsbedenken vor. Doch wenn linksextreme, notorisch gewalttätige Bewegungen wie die Antifa sich versammeln, ist von solchen Bedenken keine Rede mehr.

Alarmierend am Gesinnungsterror ist vor allem auch die Nonchalance, mit der er vom deutschen Establishment wenn nicht gedeckt, so doch zumindest stillschweigend toleriert oder kleingeredet wird. Als die *Süddeutsche Zeitung* Bundeskanzlerin Angela Merkel kürzlich auf die Bedrohung der Meinungsfreiheit ansprach, reagierte sie genervt: «Es gibt kein Recht auf Zustimmung von allen Seiten!» Als ob das irgendjemand fordern würde.



BESUCH IM KANZLERAMT

### Ausland

In den USA hat das Amtsenthebungsverfahren gegen Donald Trump begonnen. Bisher konnte keine der Aussagen den amerikanischen Präsidenten eines kriminellen Vergehens überführen. **Uli Hoernes** tritt als Verwaltungsratspräsident des FC Bayern zurück.

In China infizieren sich ein Mann und eine Frau mit der **Lungenpest**. Die Krankheit gilt seit langem als ausgerottet. Die chinesischen Behörden beruhigen: Die Lage sei unter Kontrolle, das Paar in Quarantäne. Eine Studie der American Heart Association zeigt: Bypässe sind nicht effektiver als Herzmedikamente oder Diäten zur Vorbeugung von Infarkten. Der deutsche Bundestag beschliesst die **Masern-Impfpflicht** für Kinder und das Personal von Kitas und Schulen. Bei Verweigerung drohen Bussgelder.

**Venedig** wird innerhalb weniger Tage drei Mal überflutet. Bosnische Behörden ermuntern Migranten zur illegalen Weiterreise Richtung EU-Grenze.

Bei den Winterauktionen von Christie's erzielt «Hurting the Word Radio#2» des Künstlers Edward Ruscha einen Rekordpreis von 52,5 Millionen Dollar. **Reality-TV-Star Kylie Jenner** verkauft für 600 Millionen Dollar ihre 2015 gegründete Kosmetikmarke.

Die **Gelbwestenbewegung** in Frankreich begeht ihr einjähriges Bestehen mit Randalen

und Sachbeschädigungen. Hunderttausende fordern den Rücktritt des tschechischen Regierungschefs und Milliardärs Andrej Babis. In Hongkong kommt es zu einer neuen Welle der Gewalt. **Ajatollah Chamenei** verurteilt die Proteste gegen die Benzinpreiserhöhung und lässt den Zugang zum Internet einschränken.

Beim brasilianischen Grand Prix bauen die **Ferrari-Fahrer** und Teampartner Charles Leclerc und Sebastian Vettel einen Auffahrunfall und werden vom Rennen suspendiert. **Tesla** kündigt an, in Deutschland eine Fabrik bauen zu wollen und bis zu vier Milliarden Euro in den neuen Standort zu investieren.

Die israelische Armee tötet in einer gezielten Aktion den Anführer des islamischen Dschihad in Gaza. US-Aussenminister Mike Pompeo erklärt am Montag, die **jüdischen Siedlungsgebiete in der Westbank** verstießen nicht gegen internationales Recht.

Nach jahrelanger Ehe beschuldigt die Schauspielerin **Halle Berry**, 53, ihren weissen Ehemann Gabriel Aubry, 43, des Rassismus, des Sexismus und des Inzests. In einem BBC-Interview äussert sich **Prinz Andrew** erstmals zu seiner Bekanntschaft mit dem amerikanischen «Sexsklavinnenhändler» Jeffrey Epstein, der sich im Juni in seiner Zelle das Leben nahm.

Der Dokumentarfilm «**Diego Maradona**» des britischen Regisseurs Asif Kapadia, dessen vorheriger Film das Leben von Amy Winehouse

dokumentierte, erscheint auf Netflix. Der Film zeigt den Aufstieg und den Fall des Fussballers, inszeniert Maradona als eine **Mischung aus abgetakeltem Mafiaboss und Sportstar**. Laut *Wall Street Journal* habe Evo Morales aus Bolivien einen **Kokainstaat** geformt und werde nun ausgerechnet von Mexiko umarmt, welches offiziell das Narco-Business bekämpfe.

### Inland

**Schneerekord:** Im Engadin sind am Wochenende bis zu 77 **Zentimeter Neuschnee** gefallen. Die umstrittene Flüchtlings- und Klima-Aktivistin Carola Rackete besucht Zürich und erklärt: «Die Schweiz ist noch nicht demokratisch genug.»

**Zweite Wahlgänge für den Ständerat:** In Bern setzt sich das männliche Duo Hans Stöckli (SP) und Werner Salzmann (SVP) gegen das weibliche Duett Christa Markwalder (FDP) und Regula Rytz (Grüne) durch. In Sankt Gallen wird der Bisherige Paul Rechsteiner (SP) bestätigt, in Zürich Ruedi Noser (FDP). Zug schickt neu den Freisinnigen Matthias Michel in die kleine Kammer. Sensation im Tessin: **Filippo Lombardi**, Fraktionschef der nationalen CVP, wird wegen 45 fehlender Stimmen abgewählt. Die FDP verliert nach 126 Jahren ihren Sitz. Dafür schaffen mit Marco Chiesa und Marina Carobbio erstmals ein SVP-Vertreter und eine Sozialdemokratin den Sprung in den Ständerat.

Die **Schweizer Fussball-Nati** gewinnt 1:0 gegen Georgien und 6:1 gegen Gibraltar und qualifiziert sich für die EM. Beide Male trifft der Newcomer Cedric Itten.

Christoph Zweifel, Sohn des Firmengründers, übernimmt die Führung beim bekanntesten Schweizer Chips-Produzenten **Zweifel**. Die SRG darf ihren Angestellten die Radio-/TV-Gebühren nicht mehr zahlen. Stattdessen richtet sie pro Vollzeitstelle eine Prämie von 800 Franken aus. Es handle sich um eine «**einmalige Kompensationsmassnahme**», so die SRG. Die Auftragseingänge der Schweizer Maschinenindustrie sind im Vergleich zum Vorjahr (3. Quartal) um 15 Prozent eingebrochen.

Gemäss Bundesamt für Statistik wurden im vergangenen Jahr 2816 Schweizer inhaftiert, 2780 Personen aus Europa, 2039 Afrikaner und 784 aus Asien oder Amerika. Westafrikaner haben eine **zehn Mal höhere Inhaftierungsrate** (4,39 pro 1000 Einwohner) als Schweizer Bürger (0,44). Zwei Drittel der Inhaftierten sind Ausländerinnen und Ausländer. Das durchschnittliche verfügbare Monatseinkommen der Schweizer Privathaushalte beträgt 6984 Franken. *Peter Keller*

# Krawatte trug nur einer

Von Sepp Blatter — Neulich war ich zum Mittagessen beim ungarischen Premier Viktor Orbán. Es war eine Rückkehr in die schönste Zeit des europäischen Fussballs.

Als ich unlängst eine Einladung der ungarischen Sportjournalistenvereinigung für einen Vortrag an der legendären Semmelweis-Universität in Budapest erhielt, musste ich nicht lange überlegen. Denn mit Ungarn verbinde ich einige der schönsten Erinnerungen an meine Kindheit – war doch die ungarische «Traumelf» die überragende Grösse im Weltfussball. Angeführt von Kapitän und Spielmacher Ferenc Puskás und mit einer revolutionären taktischen Ausrichtung, dominierten die «Magical Magyars» zu Beginn der 1950er Jahre den europäischen Fussball schier nach Belieben.

Diese denkwürdige Zeit war auch ein Thema, als ich am Regierungssitz mit Viktor Orbán beim Mittagessen sass. In Europa wird Orbán vor allem als Autokrat und Populist wahrgenommen. Dabei geht leicht in Vergessenheit, dass er auch ein grosser Fussballfan ist, der in den vergangenen Jahren die gesamte Fussballinfrastruktur in seinem Land erneuern und 39 Stadien renovieren liess. Die neue Nationalarena, das Puskás-Ferenc-Stadion, ist am 15. November mit einem Freundschaftsspiel gegen Uruguay eingeweiht worden. Eigentlich hätte Orbán die Olympischen Sommerspiele 2024 nach Budapest holen wollen. Doch die eigenen Leute stellten sich quer.

Bei unserem Treffen war er bestens gelaunt. Am Abend zuvor hatte er in Moskau den 1:0-Sieg von Ferencváros Budapest gegen ZSKA auf der Tribüne bejubelt: «Ferencváros ist der einzige Klub, der im ganzen Land seine Fans hat», sagte er.

Erstmals getroffen hatte ich Orbán 1998 an der WM in Frankreich. Ich war soeben zum Fifa-Präsidenten gewählt worden – und Orbán zum ungarischen Premierminister. Seine erste Auslandsreise führte ihn an den Final in Paris. Seither soll er weder einen Champions-League- noch einen WM-Final verpasst haben. Doch über allem steht immer die ungarische Sache. «Die Auswärtsspiele unserer Nationalmannschaft gehören zu meinen wichtigsten Terminen», sagt er.

Der Lunch fand in einem ausgesprochen lockeren Ambiente statt. Orbán trug ein blaues Jackett, ein weisses Hemd und dunkle Jeans. Ich hatte meinen schwarzen Anzug nach Ungarn mitgebracht. Doch kurzfristig liess Orbán über István Nagy, den ungarischen Botschafter für die Schweiz und Liechtenstein, der die Reise organisiert hatte, ausrichten: «Kein

Protokoll, Tenue leger. Der Premierminister bevorzugt ein lockeres Ambiente.» In der Budaer Burg hoch über der Donau trug letztlich nur einer Krawatte: der Protokollmeister.

Bei wunderbarem Herbstwetter tafelten wir auf der grossen Terrasse mit Blick über die ganze Stadt: «Von hier oben weiss man immer, wem man zu dienen hat», sagte Orbán. Natürlich sprachen wir auch über die enge Beziehung unserer Länder. Die Schweiz und Ungarn verbindet eine historische Freundschaft. Nach dem Einmarsch der Sowjettruppen und dem Volksaufstand in Ungarn 1956 flüchteten rund 200 000 Ungarn in andere europäische Länder – 13 000 davon in die Schweiz. Durch unser Land brandete damals eine grosse Welle der Solidarität und der Hilfsbereitschaft. Viktor Orbán, der in der Immigrationspolitik eine sehr strikte Haltung einnimmt und die Balkanroute schliessen liess, sagt dazu: «Wir werden nie vergessen, dass uns die Schweiz in diesen schweren Stunden so offen und freundlich empfangen hat.»

In den Verhandlungen um ein Rahmenabkommen mit der Europäischen Union sieht Orbán für die Schweiz keinen Grund zur Sorge: «Die Schweiz befindet sich in einer privilegierten Situation und sollte nicht von ihrem Kurs abweichen.» Zur EU sagt er: «Die Hunden bellen, und irgendwann zieht die Karawane weiter.» Dass er sich mit dem EU-Apparat oft

schwertut, ist ein offenes Geheimnis. Gelegentlich komme es ihm vor, als ob in Brüssel «nicht über das Leben, sondern über konstruierte Probleme diskutiert wird». Die Schweiz bezeichnet er auch in dieser Beziehung als positives Beispiel: «Was braucht es, um glücklich zu sein? Gesundheit, Familie und einen Job. Diese Werte werden in der Schweiz hochgehalten.»

Doch die Politik war an diesem Mittag nur am Rande ein Thema. Viel lieber schwelgte Orbán in Erinnerungen an die grossen Zeiten des ungarischen Fussballs. Das Märchen endete 1954 mit der sensationellen 2:3-Niederlage im WM-Final gegen Deutschland in Bern. Orbán sagt dazu: «Wir erlebten das grösste Glücksgefühl und die schwerste Tragödie innerhalb von rund neun Monaten.» Bei der Fifa gedachten wir dieser aufregenden Epoche mit dem Puskás-Award, der in Zusammenarbeit mit der Puskás-Foundation seit 2009 jährlich an den Schützen des schönsten Tores vergeben wird.

Ich nutzte deshalb meinen Besuch in Budapest, um das Grabmal von Puskás in der St.-Stephans-Basilika zu besuchen. Es ist ein magischer Ort. Im Kellergewölbe der Kirche liegt die ewige Nummer 10 neben seinen früheren Teamkollegen Gyula Grosics, Jenő Buzánszky und Sándor Kocsis. Aber nur Puskás wird auf einer Marmortafel mit goldener Inschrift als «wohl grösster Spieler aller Zeiten gewürdigt». Als er im November 2006 starb, durfte ich an der Trauerfeier als Ehrengast sprechen. Ferenc Puskás wurde in einem Staatsbegräbnis beigesetzt. Davor war diese Ehre in Ungarn nur Königen und Heiligen zuteilgeworden.

Aufgezeichnet von Thomas Renggli.



«Fans im ganzen Land»: Blatter, Orbán in Budapest.

## Die irre Welt des Evo Morales

Von Alex Baur — Der gestürzte bolivianische Caudillo ist ein Meister der Täuschung. Seine ganze Karriere fusst auf dem Kokain-Business, doch es gelang ihm, die Mafia auf Distanz zu halten. Hinter der Fassade des Indianers versteckt sich ein wendiger Pragmatiker.



Gelebte Doppelmoral: Volkstribun Morales.

Die Ära Evo Morales hörte, kurz nach seinem sechzigsten Geburtstag, dort auf, wo sie zwei Jahrzehnte zuvor begonnen hatte: im Dschungel der Provinz Chapare, der Kokain-Hochburg von Bolivien am südlichen Ausläufer des Amazonasbeckens. Hier startete er als Anführer der Koka-Gewerkschaft – eine Funktion, die er auch während seiner Amtszeit als Präsident von Bolivien nie abgegeben hat – in den 1990er Jahren seinen Marsch auf La Paz. In den Chapare zog er sich nach seinem Sturz am 10. November zurück. Die Koka-Gewerkschafter sorgten dafür, dass Morales lebend nach Mexiko ausgeflogen werden konnte.

Die Geschichte dürfte damit allerdings noch nicht zu Ende sein. Die kampferprobte Koka-Gewerkschaft hört nach wie vor auf ihren Máximo Líder, auch wenn er im Ausland weilt. 2004 hungerten sie auf seinen Befehl mit monatelangen Strassenblockaden die Hauptstadt La Paz buchstäblich aus. Im folgenden Jahr stürzte der Mob mit einem Sturm auf den Präsidentenpalast die Regierung Carlos Mesa und machte damit den Weg frei für Evo Morales. Viele Bolivianer dürften den Koka-Baron damals nicht deshalb gewählt haben, weil sie ihn liebten, sondern weil er als Einziger einen Ausweg aus dem Chaos versprach, das er selber angerichtet hatte. Und genau nach diesem Rezept geht der Caudillo auch heute wieder vor: Während seine Schlägertruppen auf die Städte losmarschieren, anbietet sich Don Evo aus dem mexikanischen Exil als Vermittler.

### Kitsch für Drittweltisten

Die indianischen Accessoires, mit denen sich Evo Morales gerne schmückt, sein antiimperialistischer Diskurs und sein wortgewaltiger Einsatz für die Rechte der Urvölker mögen die Drittweltisten aller Nationen entzücken. Doch all das lenkt von den realen Machtverhältnissen in Südamerika ab. Der illegale Drogenhandel spielt hier eine oft unterschätzte Rolle. Zwar verteidigt Morales bloss den Anbau der Koka-pflanze, die in der Kultur der Quechuas und Aymara eine lange Tradition hat. Tatsächlich ist das Kauen des Kokablattes harmlos. Doch der grösste Teil der bolivianischen Kokaproduktion, das ist ein offenes Geheimnis, verarbeitet die Mafia zu Kokain.

Das Kokain spült Milliardenbeträge in die Wirtschaft. Der Dollarsegen jedoch bringt unweigerlich Gewalt und Korruption mit sich. Vor allem die Kokainbase – in den USA als Crack bekannt – macht nicht nur junge Menschen im

Norden kaputt, sie sorgt auch längst in den lateinamerikanischen Slums für noch mehr Elend und für exorbitante Kriminalitätsraten. Die Kokapflanzungen und Kokainlabors sind für den Amazonasurwald eine gewaltige ökologische Bedrohung. Evo Morales distanzierte sich wohlweislich stets vom Kokain-Business, das ihn nichtsdestotrotz zum mächtigsten Mann von Bolivien gemacht hat.

Die gelebte Doppelmoral um das Kokain ist geradezu typisch für den Verwandlungs- und Überlebenskünstler Evo Morales. Als Sprössling einer armen Bauernfamilie aus dem Hochland, die während der Koka-Bonanza im Chapiro ein bescheidenes Auskommen gefunden hatte, lernte er von klein auf, sich den Umständen anzupassen und jede Chance zu nutzen. Schon sein Vater mischte bei den Koka-Gewerkschaften mit. Die Ideologie spielte dabei kaum eine Rolle, sie war vorgeschoben und austauschbar. Es ging um die Verteidigung der Kokapflanzungen, um das nackte Überleben.

### Trauma des Salpeterkriegs

Der Indigenismus ist keine Erfindung von Evo Morales, er hat eine lange Tradition in Bolivien. Morales ist beileibe auch nicht der erste Machthaber mit indianischen Genen in Südamerika. Seit der traumatischen Niederlage gegen Chile im Salpeterkrieg (1879 bis 1884), der Bolivien zum Binnenland machte, pendelt die Nation zwischen Glorifizierung und Verachtung ihres historischen Erbes. Die grosse Mehrheit der Bevölkerung sind Mestizen, Mischlinge also wie Evo Morales, der weder fließend Aymara noch Quechua spricht.

In der Praxis sind Morales' Elogen auf die ewig unterdrückten, edlen und naturnahen Urvölker nicht mehr als eine Masche, die er auf dem internationalen Parkett bei Bedarf effektiv einsetzt. Und wenn er den Tropenwald niederbrennen liess, irre Verschwörungstheorien

verbreitete oder über Schwüle spottete, wie es sich für einen südamerikanischen Potentaten nun mal gehört, überhörten das seine Verehrer in der Drittweltenszene geflissentlich.

Beim Sturz des gewählten Präsidenten Carlos Mesa ging es nicht um die Rechte der Indianer. Den Anlass lieferte vielmehr der Verkauf von Erdgas an die verhassten Chilenen, ein grotesker Vorwurf, den Morales erfolgreich zum Vaterlandsverrat hochstilisierte. Nach seiner Wahl 2006 stoppte Morales als Erstes die Programme zur Bekämpfung der Kokapflanzungen. Zwei Jahre später warf er die amerikanischen Drogenfahnder der DEA aus dem Land. Morales schloss ein enges Bündnis mit dem venezolanischen Caudillo Hugo Chávez, der mit Petro-Milliarden und kubanischer Unterstützung seinen «bolivarianischen Sozialismus des 21. Jahrhunderts» über ganz Südamerika verbreitete. Lula in Brasilien, Kirchner in Argentinien und Correa in Ecuador leisteten ihm dabei Gesellschaft.

Die Renaissance der sozialistischen Volkstribüne in Südamerika ging mit dem Rohstoffboom zu Ende. Für Venezuela mündete das Experiment in eine anhaltende Katastrophe mit Millionen von Hunger-Flüchtlingen und in eine brutale *dictadura narco-militar*. Evo Morales stand mit seinen rhetorischen Exzessen dem Chávez-Maduro-Regime kaum nach. Auch er machte aus seinen diktatorischen Ambitionen nie einen Hehl. Trotzdem hielt er sich derweil wacker an der Macht. Und das hatte vor allem mit einem ganz leidlichen wirtschaftlichen Wachstum zu tun.

Der gewiefte Taktiker setzte den angedrohten Sozialismus höchstens in Bruchstücken um. Nur die Erdöl- und Zementindustrie wurden



Kokablätter.

### Schon sein Vater mischte bei den Koka-Gewerkschaften mit.

verstaatlicht, ansonsten liess er dem Markt freien Lauf, hielt die Steuerlast und Staatsverschuldung in Grenzen; den freien Devisenverkehr tastete Morales nie an. Die Erhöhung der Arbeitszeit für Ärzte und Krankenschwestern etwa, die er 2017 knallhart durchsetzte, passte eher zu einem neoliberalen denn zu einer linken Politik. Pragmatisch war auch sein Umgang mit den Nachbarländern. Anders als seine venezolanischen Verbündeten, die er stets auf Distanz hielt, trat Mora-

les nicht aus dem Wirtschaftsbündnis mit Peru, Ecuador und Kolumbien (Andengemeinschaft) aus. Und manch einem seiner Verehrer blieb die Spucke weg, als Evo Morales Anfang 2019 nach Brasilia reiste, um seinem neuen Amtskollegen Jair Bolsonaro zum Amtsantritt persönlich die Hand zu reichen.

Auf seine lange Amtszeit angesprochen, verweist Morales gerne auf die Kanzlerin Angela Merkel, die 2006 fast zeitgleich mit ihm an die Macht kam. Doch Deutschland ist nicht Südamerika, wo es in allen Ländern mit gutem Grund Amtszeitbeschränkungen gibt. Wenn sich ein Caudillo einmal an der Macht festgekrallt hat, das zeigt die Erfahrung, ist er in der Regel nur noch mit roher Gewalt zu vertreiben. Evo Morales setzte sich mit der Hilfe von Richter-Marionetten über einen Volksentscheid hinweg, der ihm eine Wiederwahl verbot, und schliesslich liess er auch noch die Wahl manipulieren. Nun richtete sich das Volk, auf das er sich so gerne berief, gegen ihn. Hätte er sich an die Spielregeln gehalten, wäre er vielleicht als schlitzohriger Pragmatiker in die Geschichte eingegangen, der das Selbstbewusstsein der Indianer gestärkt und Bolivien ein Jahrzehnt der Stabilität beschert hat.

Das Schweizer Fachgeschäft mit den besten Preisen.



# Schlafwohl

SWITZERLAND SINCE 2006

Markenmatratzen & Bettsysteme



TEMPUR



bico



riposa



superba

Probeschlafen zu Hause - maximale Sicherheit vor dem Kauf

## Personenkontrolle

**Bernet, Lombardi, Cassis, Berset, Wappler, Föhn, Fluri, Barthassat, Mattig, Windsor, Elizabeth, Charles, Franziskus**

**Luzi Bernet**, Pechvogel, lag mit einer Schlagzeile seiner *NZZ am Sonntag* denkbar unglücklich. «Lombardi hilft Cassis» war in der jüngsten Ausgabe auf der Fronseite zu lesen. Mit Fraktionschef **Filippo Lombardi** stärke einer der einflussreichsten CVP-Parlamentarier in Bern FDP-Bundesrat **Ignazio Cassis** den Rücken. Damit sinke die Wahrscheinlichkeit, dass die CVP bei den Wahlen im Dezember einen Angriff auf den Aussenminister unterstützen werde. Dumm gelaufen: Am selben Tag, an dem der Artikel der *NZZ am Sonntag* erschien, wurde Lombardi abgewählt. (gut)

**Alain Berset**, Tierfreund, tritt für die Freiheit von Katzen ein. Der Innenminister will nichts davon wissen, eine allgemeine Chip-Pflicht für alle rund 1,6 Millionen Schweizer Katzen einzuführen und es den Behörden zu erlauben, auf der Strasse herumstreunende, elektronisch nicht identifizierte Exemplare zu sterilisieren. Dies wäre übertrieben, schreibt Berset's Innendepartement und lehnt eine entsprechende Motion der nationalrätlichen Wissenschaftskommission ab. Im Nationalrat dürften die Katzen indes nicht so glimpflich davonkommen, gelten sie doch neuerdings, wie andere Haustiere auch, als emissionsverursachende Klimasünder. (fon)

**Nathalie Wappler**, Vorzeigefrau an der Spitze des Schweizer Radios und Fernsehens, sieht sich mit weiblichem Druck aus der Belegschaft konfrontiert. Der «Femmes-Tisch», ein «Zusammenschluss von Frauen im Newsroom», hat sich «Gedanken über die gendergerechte Sprache» gemacht – und durchgesetzt. Wie aus einem internen Schreiben hervorgeht, seien die Vorschläge als «verbindliche Richtlinien» eingeführt worden. Das generische Maskulinum («Zuschauer») muss ab sofort in allen SRF-Texten ersetzt werden – entweder durch die Nennung von beiden Geschlechtsformen («Zuschauerinnen und Zuschauer») oder durch eine «neutralisierte, nicht-differenzierende Form» («Zschauende»). Doch damit nicht genug. Die sprachpolizeilichen Regelungen sollen auch für Kameraleute gelten. Sie müssten künftig «mehr auf Gendergerechtigkeit beim Drehen achten», was immer das heissen mag. (gut)

**Peter Föhn**, Drachentöter, hinterlässt etwas Bleibendes im Gesetzesdschungel. Der abtre-



Öko-Sünden: Papst Franziskus.



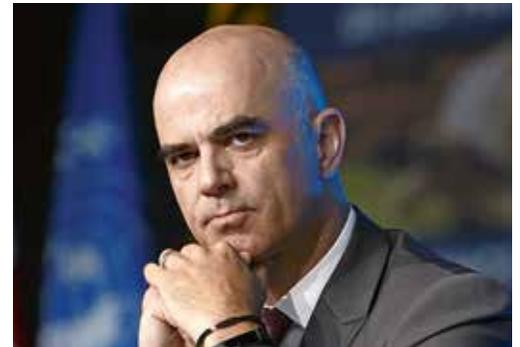
Gendergerechtigkeit: SRG-Chefin Wappler.



«Sunset-Klausel»: SVP-Politiker Föhn.

tende SVP-Ständerat aus dem Kanton Schwyz hat es fertiggebracht, mit der «Sunset-Klausel» ein Verfallsdatum in ein Gesetz zu schreiben. Und zwar in das neue Bundesgesetz über die finanziellen Beiträge «an die Kosten der Kantone für die Kontrolle der Einhaltung der Stellenmeldepflicht». Bei der unvollständigen Umsetzung der Masseneinwanderungsinitiative hatten sich der Urheber der Stellenmeldepflicht, Nationalrat **Kurt Fluri** (FDP), und verschiedene Kantone auf Zahlungen des Bundes an die Kantone verständigt. Da dafür zunächst keine gesetzliche Grundlage vorhanden war, wurde im Sommer eiligst ein spezielles Gesetz auf den Weg gebracht. Die dazugehörige Verordnung, die der Bundesrat Mitte Januar rückwirkend per 1.1.2020 in Kraft setzen will, entfesselt ein neues Bürokratiemonster für Schweizer Firmen. Dank Föhns Einsatz fallen Gesetz und Verordnung am 31. Dezember 2023 automatisch weg. (fsc)

**Luc Barthassat**, Fahnenflüchtling, hat sich in den vergangenen Tagen in Erinnerung gerufen. Der frühere CVP-Nationalrat und Genfer



Freiheit für Katzen: SP-Bundesrat Berset.



Sorgenkind und Liebling: Prinz Andrew.

Regierungsrat hat bekanntgegeben, dass er aus der CVP austrete. Da sei kein Groll, gab er gegenüber dem Westschweizer Radio zu verstehen. Die Genfer CVP sei ihm in den letzten Monaten zu sehr nach links gerutscht. Das ist zuerst einmal interessant, denn Barthassat ist früher als Nationalrat nicht unbedingt als Rechtsausleger aufgefallen. Und dann etwas kurios. Dass ein Politiker nach dem Ende seiner Laufbahn die Verbindung zu seiner Partei kappt, die ihn zuvor politisch jahrelang am Leben hielt, kommt wahrlich nicht alle Tage vor. (hmo)

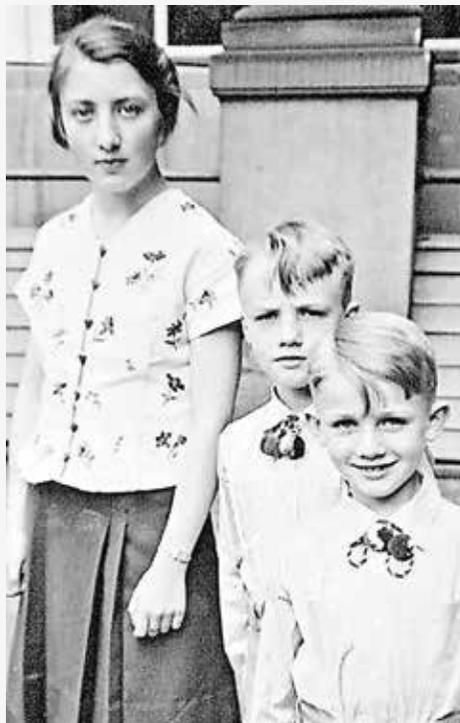
**Thomas Mattig**, Krösus, ist zu freigebig. Der Direktor der Stiftung Gesundheitsförderung hat den Unmut der nationalrätlichen Gesundheitskommission auf sich gezogen. Die Politiker werfen der Stiftung vor, bei den Ausgaben zu überborden, zu viel Personal zu beschäftigen und zu grosse Liquidität anzuhäufen. Mit einer Kommissionsinitiative will man die spendable Stiftung, die über Zwangsabgaben der Krankenversicherten finanziert wird, nun zu mehr Effizienz verpflichten und nament-

lich den Verwaltungsaufwand deckeln. Tatsächlich offenbart ein Blick in den Geschäftsbericht 2018 erstaunliche Wachstumskurven. Gab die Stiftung Gesundheitsförderung im Jahr 2017 13,5 Millionen Franken für Präventionsprojekte, Förderprogramme und Sonstiges aus, waren es 2018 satte 24,2 Millionen Franken – 3,4 Millionen entfielen allein auf den Bereich Kommunikation. Der Personalaufwand der Stiftung nahm innerhalb eines Jahres um knapp 400 000 Franken zu und lag Ende 2018 bei 8,7 Millionen Franken. Bei so manchen Bürgern, die für den ganzen Präventionsspass nolens volens aufkommen müssen, dürften diese Zahlen den Blutdruck nach oben treiben. (fon)

Andrew Windsor, Sorgenkind, wird weiter von seiner Mutter geliebt. Nach dem Fremdschäm-Interview des Prinzen zur Epstein-Affäre stellte sich Queen Elizabeth II. hinter ihren Zweitgeborenen, der schon immer als ihr Liebling galt. Er habe «Stärke gezeigt», weil er die Wahrheit gesagt und Fehler zugegeben habe, sagte eine «hohe königliche Quelle». Ganz anders sieht dies Andrews älterer Bruder Charles. Sobald er den Thron bestiegen habe, werde er den kleinen Bruder faktisch unter Hausarrest stellen, verrieten Freunde des Kronprinzen. (ky)

Franziskus, Öko-Papst, will Vergehen gegen das Klima («unser gemeinsames Haus») neu offiziell als Sünde in den Katechismus der katholischen Kirche aufnehmen. Das schreibt das kirchennahe Nachrichtenportal catholicnews.com. Ob man sich, ähnlich wie bei der CO<sub>2</sub>-Kompensation von Flügen, bei einer Versündigung gegen das Weltklima mit einer kleinen Ablasszahlung von der Schuld freikaufen kann, stand bis Redaktionsschluss noch nicht fest. (fsc)

## Nachruf



Vor der Tragödie: Werner Doehner (r.) mit seiner Schwester und dem Bruder.

Werner Gustav Doehner (1929–2019) — Für einen achtjährigen Jungen muss es ein grosses Abenteuer gewesen sein: eine Fahrt mit dem Zeppelin nach Amerika. Doch die Reise seines Lebens endete in einer Tragödie: Der Junge verlor seinen Vater und seine Schwester, er selbst, sein älterer Bruder und seine Mutter überlebten schwer verletzt. Nun ist Werner Doehner im hohen Alter von neunzig Jahren gestorben: Er war der Letzte der 62 Überlebenden der Katastrophe des deutschen Luftschiffes «Hin-

denburg» am 6. Mai 1937 beim Andocken in Lakehurst (New Jersey).

Transatlantik-Überquerungen waren sich Werner Doehner und seine Familie gewohnt. Vater Hermann arbeitete als Repräsentant einer deutschen Pharmafirma in Mexiko-Stadt und in den USA. Doch diesmal, nach dem Ende eines Deutschlandurlaubs, sollte es etwas Besonderes sein: die Fahrt mit der «Hindenburg», dem Stolz der deutschen Zeppelinflotte – 245 Meter lang und getragen von siebzehn Tonnen hochentzündlichem Wasserstoff.

### Geistesgegenwart der Mutter

Bei der Landung kam es zur Katastrophe. Ein Funke entzündete das Gas. Innert weniger Sekunden brannte das Schiff komplett aus. 35 Menschen kamen dabei ums Leben. Doehner wurde nur dank der Geistesgegenwart seiner Mutter gerettet: «Wir waren in der Nähe eines Fensters, und meine Mutter nahm meinen Bruder und warf ihn von Bord», erinnerte er sich später. «Sie holte mich und warf mich hinaus. Sie versuchte, meine Schwester zu fassen, aber sie war zu schwer, und meine Mutter entschied sich, hinauszuspringen, als der Zeppelin fast am Boden war.»

Doehner lebte lange in Mexiko und zog im Jahr 1984 in die USA, wo er als Ingenieur arbeitete. Zeit seines Lebens äusserte er sich nur sehr selten zu der Katastrophe, die sein Leben prägte. Veranstaltungen zum Jahrestag des Unglücks blieb er, bis auf eine einzige Ausnahme, fern.

Wolfgang Koydl

A vibrant advertisement for the Swisslos 2019 lottery calendar. The background is a deep red, scattered with falling 1000 Swiss Franc banknotes. In the center, a golden bag is overflowing with money, with a large red '1' and 'Mio.' printed on it. Below the bag, the text '24 NEUE MILLIONÄRE GESUCHT!' is written in large, bold, white 3D letters. To the right, a blue calendar for 2019 is shown, with the title 'MILLIONEN LOS 2019' and the slogan 'Jeden Tag eine Million zu gewinnen!'. The calendar features a grid of dates, each with a small '1 Mio.' icon. Two large, glowing yellow bows are positioned over the calendar, one on the 24th and one on the 25th. The Swisslos logo is visible in the bottom right corner.



«Das ist die Ursuppe, der Blick in den Abgrund von Egozentrik und Macht»: Erfolgsproduzent Hofmann.

## Deutschland

# «Wir leben in hysterischen Zeiten»

Von Roger Köppel — Nico Hofmann ist einer der grössten und erfolgreichsten deutschen Filmemacher. Seine Produktionen erreichen Millionen und lösen Kontroversen aus. Er beobachtet eine «Hysterisierung» der Politik und eine Verengung des intellektuellen Klimas. Der Aufstieg der AfD macht ihm grosse Sorgen.

So stellt man sich keinen Filmmogul vor. Nico Hofmann, 59, wirkt jugendlich federnd, eher ein Dozent als der Autor von Filmen und Fernsehbeiträgen, die ein Millionenpublikum erreichen. Heute leitet er die UFA, Deutschlands grösste Produktionsgesellschaft. Furore gemacht haben vor allem seine Filme über den Zweiten Weltkrieg. Hofmann traute sich an einen bis dahin im deutschen Kino bei diesem Thema seltenen Realismus heran und verzichtete auf einen zu offensichtlich didaktischen Zugang. Sein jüngstes Erfolgsprojekt ist

«Ich war noch niemals in New York» auf der Grundlage eines Musicals mit Liedern von Udo Jürgens. Das Gespräch findet in den UFA-Büros an der schönen Mommsenstrasse im Herzen des Berliner Stadtteils Charlottenburg statt.

**Herr Hofmann, Sie werden am 4. Dezember sechzig Jahre alt, zunächst ganz herzliche Gratulation für alles, was Sie fürs Kino und Fernsehen geleistet haben. Was war eigentlich der filmische Urknall, der Sie in diese Branche katapultiert hat?**

Meine Eltern haben mich regelmässig in diesem City-Kino in Ludwigshafen abgesetzt zur Kinderbetreuung, weil sie als berufstätige Journalisten wenig Zeit hatten.

**Das Kino war Ihr Elternersatz?**

Genau. Das City-Kino wurde viel später ein Sex-Kino, heute ist es geschlossen. Das Kino hatte damals jeden Tag für jeweils eine Stunde ein fixes Programm. Man zahlte eine D-Mark und konnte schauen, so lange man wollte. Das lief von morgens bis abends. Da gab's eine Kassierererin, bei der ich wirklich aufgewachsen bin. Mein Urfilm war

«Schneewittchen» auf Tschechisch in einer schlechten Synchronisation.

**Ihre Eltern, konnte man lesen, waren selber sehr filminteressiert.**

Ja, sehr. Es war ein Intensivsthobby. Mein Vater war Mitbegründer der Mannheimer Filmwoche, damals eine Art Berlinale des Autorenkinos. Grosse Regisseure wie Werner Herzog oder Rainer Werner Fassbinder wurden dort gefeiert. Während des Prager Frühlings war dieses Festival ein Tor zum Osten. Die ganz grossen Leute wie etwa Milos Forman waren nicht nur auf dem Festival, sie waren auch bei uns zu Hause.

**Film und Politik prägten Ihre Jugend.**

Bis heute fasziniert mich, als Regisseur und Produzent, wenn Geschichte und Politik auf den Menschen prallen, was Geschichte und Politik mit Menschen machen: die emotionale Realität, das persönliche Erleben der eigene Dynamik. Das habe ich aus jener Zeit mitgenommen.

**Was sind die wichtigsten Filme Ihres Lebens?**

Das kann ich nicht auf ein paar Namen reduzieren. Je nach Lebensphase haben mich unterschiedliche Filme gepackt. Die Filme waren jeweils sehr eng an meiner Stimmung orientiert. Ganz wichtig war «La Luna» von Bernardo Bertolucci, da war ich neunzehn Jahre alt.

**Ein ziemlich krasser Film: Er handelt von einer inzestuösen Beziehung einer Mutter, die Opernsängerin ist, mit ihrem drogensüchtigen Sohn. Die beiden haben sich total entfremdet, wissen eigentlich nichts voneinander.**

Diese symbiotische Mutter-Sohn-Beziehung bewegte mich jahrelang, ein grosser Film, leider total verkannt. Ebenso sehr berührte mich aber auch Francis Ford Coppolas Vietnam-Film «Apocalypse Now».

**Der Vietnamkrieg als Höllenfahrt ins «Herz der Finsternis» der Vereinigten Staaten.**

Das war ein Urerlebnis. Die physische Gewalt des Kriegs wird auf der Leinwand für den Zuschauer fühlbar. Es ist unglaublich beeindruckend, wie es die Amerikaner immer wieder fertigbringen, sich den Abgründen auch ihrer eigenen Geschichte mit dieser schonungslosen emotionalen Ehrlichkeit zu stellen. In «Apocalypse Now» geschieht dies mit einer bewundernswerten Radikalität.

**Der Hauptdarsteller Martin Sheen erlitt einen Herzinfarkt, Regisseur Coppola war nahe dran.**

Es gibt diesen grossartigen Dokumentarfilm von Coppolas Frau Eleanor, «Hearts of Darkness», den ich meinen Studenten regelmässig zeige. Man erfährt, wie existenziell alles ist, was man dreht: das Thema des

Films, hier der Vietnamkrieg, wird am Set sozusagen nochmals erlebt. Man spielt nicht einfach, man macht es durch, psychologisch, fast schon physisch. Das geht in alle Verästelungen des Körpers und des Hirns hinein. Thema, Inhalt und Stimmung werden zur Einheit. Diese Echtheit wirft mich immer wieder um. Man kann einen Kriegsfilm nicht wie eine Operette drehen.

**Können Sie dem Kino als Traumfabrik, als Instrument der Realitätsflucht, etwas abgewinnen?**

Für mich waren Filme eher ein Instrument, ja geradezu ein Verfahren, um mich und die Welt besser zu verstehen. Jahrelang hatte das Kino für mich eine therapeutische, geradezu psychoanalytische Funktion.

**Woody Allen, der Chaplin des psychoanalytischen Zeitalters, ist demnach ein Held für Sie?**

Grossartig. Wunderbare Auseinandersetzungen mit Liebe und Sexualität, das jüdische Leben, Lebenswitz und Lebensenergie. In Europa war für mich das Gegenstück der von Woody Allen bewunderte Ingmar Bergman. Das war für mich sozusagen die Kathedrale, das Höchste.

**«Rambo», «Terminator», «Krieg der Sterne»?**

Weniger. Mein ehemaliger Studienkollege Roland Emmerich lebt in dieser Welt, der konnte schon an der Filmschule München in einer alten Fabrikhalle ganze Raumschiffe nachbauen. Für mich ist das nichts, ich könnte es auch nicht, bewundere aber Regisseure, die das wie Roland dann auch noch mit Witz, Handwerk und Ironie hinkriegen: Bombastik und Humor. An den Amerikanern imponiert mir der begeisterte Pragmatismus: «Go for it.» Deutschland mit seinem angstbesetzten Klein-Klein- und Schuhschachtel-Denken, diese deutsche Verhaltenheit ist das Gegenteil. Deshalb arbeitet Emmerich in den USA.

**Mit grossem Erfolg haben Sie sich dann selber an die grossen Stoffe gewagt, auch an die abgründige deutsche Weltkriegsgeschichte mit Filmen wie «Die Flucht», «Dresden», «Rommel» oder «Unsere Mütter, unsere Väter».** Das waren grosse Publikumserfolge, die aber auch intensive Debatten ausgelöst haben darüber, wie man die deutsche Geschichte zeigen darf.

Dahinter steckt die Auseinandersetzung mit meiner eigenen Familie. Mein Vater war Soldat in der Ukraine. Meine Mutter wuchs als Kind unter Hitler auf. Beide Eltern waren im Faschismus dabei, und die Frage: Was macht das Dritte Reich mit den Menschen?, ist zum Thema meines Lebens geworden.

**Haben Sie über diese Erfahrungen mit Ihren Eltern gesprochen?**

Sehr oft. Und wir haben darüber auch gestritten. Es gab existenzielle Auseinandersetzungen, ich rede nicht von Meinungs-

verschiedenheiten, die man bei einem Abendessen schnell erledigt. Einschneidend war für mich die Fernsehserie «Holocaust». Sie wurde erstmals Ende der siebziger Jahre ausgestrahlt. Die Vernichtung der Juden durch die Deutschen wurde hier mit einer emotionalen Eindringlichkeit geschildert, die meinen Blick auf mein Land und meine Eltern fundamental verändert hat. Ich kann mich noch heute an jede Szene der Serie erinnern. Das sitzt ganz tief.

**Was hat dieser Film in Ihrer Familie ausgelöst?**

Mein grosses Entsetzen darüber, wie tabu dieses Thema damals noch war. Zu fragen: Wo waren eigentlich die jüdischen Nachbarn? Was habt ihr damals gemacht? Die Figur meines Vaters, der in der Ukraine auf Menschen geschossen hat: Aus all dem ergaben sich Diskussionen, die phasenweise zur vollkommenen Trennung geführt haben.

**Sind Sie an Deutschland verzweifelt?**

Vor allem verzweifelte ich, weil es meine Eltern waren. Es war ein verkrampftes Klima weitestgehender Verdrängung. Die «Holocaust»-Serie wurde damals in den Medien

---

**«Mein Vater war Soldat in der Ukraine. Meine Mutter wuchs als Kind unter Hitler auf.»**

---

übrigens stark kritisiert. Es war überhaupt nicht so, dass die Deutschen an dieses Grauen erinnert werden wollten. Mein Vater ist jetzt 94 Jahre alt und beschäftigt sich seit Jahren intensiv mit seiner soldatischen Vergangenheit. Meine Mutter habe ich erst begriffen, als ich in ihrem Tagebuch las. Sie ist Jahrgang 1934. Ich fand Einträge, da steht Hitler über allem. Sein Tod war für sie als Mädchen nicht fassbar. Das gab mir einen Eindruck, wie es ist, wenn Kinder in totalitären Staaten aufwachsen. Das alles offen zu diskutieren, war ein wichtiger Antrieb für meine Filme, die sich mit dieser Zeit beschäftigen.

**Trotzdem haben Sie in Ihren Filmen keinen flach moralisierenden Schwarzweissansatz gewählt, sondern eine realistische Filmdramaturgie mit gebrochenen Charakteren, Gut und Böse sind durchmischt. Am meisten zu reden gegeben hat und am erfolgreichsten war Ihr Mehrteiler «Unsere Mütter, unsere Väter».** Dieser Film zeigt, wie eine Gruppe junger Deutscher in der Nazizeit in Krieg und Verbrechen hineingezogen wird.

Ich habe ganz bewusst beides dargestellt: die Opfer und die Täter. Ich habe versucht herauszufinden, was in den Köpfen der damaligen Menschen vorgegangen ist. Es ist kein Freispruch, sondern das Gegenteil: Die Deutschen waren die Täter, daran führt nichts vorbei. Mein Ziel war es, den Deut-

schen von damals ein Gesicht zu geben, aber ich habe eine klare Haltung gegenüber diesen Deutschen, alles andere würde meiner politischen Haltung nicht gerecht. Ich bin da eher radikaler geworden, verurteile zutiefst, was Deutsche damals gemacht haben.

### **In Polen und in den USA, zum Teil auch in Deutschland warf man Ihnen Verharmlosung vor.**

Bis zum letzten Schnitt haben wir versucht, jeden Revanchismus, jeden falschen Ton zu vermeiden. Mich beschäftigt das Thema Verführung. Es ist hochaktuell, gerade in Deutschland, wo ich mit Entsetzen beobachte, wie sich rechte politische Strömungen mit Stilmitteln, die direkt aus der Nazizeit kommen, wieder ausbreiten. Der Rechtspopulismus belagert bewusst historische Begriffe. Ich denke an einen Björn Höcke in Thüringen mit seiner Dresdner Rede vom «Mahnmal der Schande». Dem ist nicht nur mit Entschiedenheit zu begegnen; das ist eine Tendenz, die ich existenzbedrohend gefährlich finde. Wie ist diese Art von Verführung möglich? Das ist das grosse Thema der deutschen Geschichte, und das ist das Thema dieser Filme.

### **Warum kam es zur Kontroverse?**

Meine Filme «Die Flucht» oder «Dresden», die sich auch mit Weltkriegsstoffen befassen, waren Melodramen. Bei «Unsere Mütter, unsere Väter» gingen wir an einen emotionalen Realismus heran, wie ihn die Amerikaner schon seit langem produzieren. In Deutschland ist das offensichtlich schwierig, es wird dann schnell sehr kritisch. Als wir «Rommel» drehten, gab es eine Auseinandersetzung: Man dürfe das nicht. Stein des Anstosses war, dass Hauptdarsteller Ulrich Tukur als General Rommel Texte aus Originalprotokollen spielte, was der echte Rommel also wirklich gesagt hatte. Das waren authentische Quellen – was in der Inszenierung bereits als Skandal empfunden wurde. Das macht deutlich, in was für einem hochaufgeladenen Spannungsfeld wir uns in Deutschland befinden. Dabei ist es gerade die realistische Sicht mit allen Ambivalenzen, die wirklich wachrüttelt und so viel an Selbstbespiegelung freisetzt. Das Unheil und die Mechanismen der Verführung werden erst erfahrbar und vielleicht verstehbar, wenn man darzustellen versucht, was damals in den Menschen vorging. Mit Schwarzweisschablonen kommt man nicht dahinter.

### **Das intellektuelle Klima in Deutschland scheint polarisiert wie lange nicht mehr.**

Es gab doch immer wieder heftige Debatten und Auseinandersetzungen in Deutschland, denken Sie an die siebziger Jahre, die Bewältigung des Terrorismus. Die Empfindlichkeiten sind aber enorm.

Es ist eine Folge der politischen Strömungen, weltweit, aber auch in Deutschland. Wir leben in hysterischen Zeiten. Der Ton ist schrill, die Differenzierung fehlt. Ich beobachte eine übersteuerte Egozentrik, einen Machthunger. Das macht mir grosse Sorgen.

### **Was befürchten Sie?**

Ich habe kürzlich Film- und Theaterkritiken des späteren Nazi-Propagandaministers Joseph Goebbels gelesen. Die sind unglaublich präzise kombiniert, hochintellektuell, raffiniert verquickt, aus scheinbar bürgerlicher Sicht, aber sie schleudern einen schockierenden, fast selbstverständlichen Antisemitismus hoch. Was mich schockiert: In Thüringen tauchen nun plötzlich wieder rechtspopulistische Sätze auf, 25 Prozent der Wähler lassen sich davon offenbar nicht abschrecken. Das scheint keine vorübergehende Stimmung. Da entsteht eine Strömung, die ich vor 25 Jahren nicht für möglich gehalten hätte.

### **Ist es nicht eine Verharmlosung der Nazis, wenn man Exponenten der AfD im gleichen Atemzug nennt? Deutschland ist heute eine solide Demokratie.**

Mich schockiert, mit welchen Begriffen und Parolen die AfDler durchkommen, nicht alle, aber Exponenten wie eben Höcke im Osten und andere. Die Selbstverständlichkeit, mit der hier wieder eine deutsche Grösse inszeniert wird, das nationalistische Pathos, das die Abgründe nicht zur Kenntnis nehmen will. Ein führender AfD-Politiker bezeichnete die Nazizeit als «Vogelschiss». Das ist unfassbar.

### **Fairerweise ist anzumerken: Gauland und Höcke haben sich für ihre Entgleisungen entschuldigt.**

Wenn ich mir aktuelle Auftritte wirklich anschau und anhöre – man muss sich damit auseinandersetzen –, dann sehe ich keine Kurskorrektur. Es geht einfach weiter in diesem Ton und in diesem Stil.

### **Kann Deutschland kippen? Halten Sie einen neuerlichen Absturz für möglich?**

Meines Erachtens leben wir auf der Grundlage der sozialen Balance. Das ist die Basis. Der wirtschaftliche Wohlstand in Deutschland ist nach wie vor so stabil, dass die Gefahren nicht akut sind. Trotzdem ist es beunruhigend, was sich zusammenbraut.

### **Sie wollten auf der Grundlage der Bücher des renommierten deutschen Historikers Thomas Weber auch einen Mehrteiler über die Anfangszeit Hitlers machen. Die Drehbücher sind geschrieben, der Film scheint allerdings nicht zustande zu kommen. Wo liegt das Problem?**

Das hätte ich gerne gemacht. Aber es geht nicht. In der Literatur gibt es gefühlte 4000 Hitler-Biografien, wieso nicht auch einen neuen Film? Das Faszinierende an Webers Buch ist, dass es nicht eine Biografie des

späteren Diktators ist, sondern es zeigt den Freundeskreis, ein Gewebe mehrerer Menschen, die in einer bestimmten Zeit gross werden. Mir wäre es gar nicht um ein Porträt Hitlers gegangen, für mich ist es die Geschichte der Verführung. Es gibt einen kanadischen TV-Mehrteiler, der seit Jahren zu Hitlers Biografie ausgestrahlt wird, aber das Programm kommt eben nicht nach Deutschland.

### **Wieso geht es in Deutschland nicht? Bernd Eichinger hat mit grossem Erfolg den Film «Der Untergang» auf die Leinwand gebracht. Da geht es ohne jede Schönfärberei realistisch um die letzten Tage und Stunden im Führerbunker, mit Bruno Ganz in der Hauptrolle.**

Neben dem grossen Erfolg ist der Film dafür auch heftig kritisiert worden. Die Frage lautet ja: Darf man Hitler in einem Fernseh-Mehrteiler realistisch darstellen? Ich se-

---

### **«Mich schockiert, mit welchen Parolen die AfD durchkommt. Das ist unfassbar.»**

---

he hier eine gewisse Doppelmoral: Wenn es die Kanadier machen, ist es in Ordnung, aber in Deutschland geht das nicht.

### **Wenn ich den Fernseher einschalte, gibt es doch deutsche Kanäle, die nichts anderes zeigen als Dokumentarfilme zur Hitlerzeit mit den alten Filmaufnahmen.**

Das ist fragwürdig, dieses suggestive Abspulen der immer gleichen historischen Filmdokumente ohne jede Auseinandersetzung. Ich finde es falsch, wenn man Hitler stundenlang auf einem Doku-Kanal konsumieren kann, aber ein Film, der sich analytisch und emotional mit der Frage auseinandersetzt, wie das Böse so verführerisch sein kann, dass eine grosse Mehrheit bereit ist, den Mechanismen des Faschismus zu folgen, verhindert wird.

### **Das scheint Ihnen nahezugehen.**

Gerade vor dem aktuellen Hintergrund wäre es wichtig, so ein Projekt zu machen. Gehen Sie mal auf Youtube, schauen Sie sich die Auftritte von Björn Höcke an, die Fahnenmärsche, das Vokabular, ich sehe hier wieder die alten Mechanismen der Verführung am Werk, die wir hätten aufzeigen können. Es wäre dann natürlich an uns gelegen, dies mit grösster Differenziertheit zu tun. Wie funktioniert die Verführung? Wie diabolisch endet sie? Das ist die Klammer, die auch Webers Hitler-Buch aufmacht. Es wäre sehr interessant gewesen, diese Debatte heute in Deutschland auszulösen.

### **Was kann ein prominenter Kulturschaffender gegen die Hysterisierung unternehmen?**

Differenzierung. Man tastet sich an die komplexe menschliche Wirklichkeit und



«Sie haben schlaflose Nächte bis zur Herausbringung»: Hofmanns Preise und Auszeichnungen in seinem Büro.

Emotionalität heran, um herauszufinden, wie es wirklich war oder ist. Literatur leistet das. Im Film ist es schwieriger geworden.

**Wer verstehen will, setzt sich automatisch dem Vorwurf aus, er wolle verzeihen, er wolle rechtfertigen. Das haben Sie erlebt.**

Schauen Sie einen Film wie «Apocalypse Now» an. Wird hier der Vietnamkrieg verherrlicht, weil Coppola realistisch an die Figuren herangeht? Das Gegenteil ist der Fall.

**Wer sich durch Differenzierung der Hysterie widersetzt, wird von den Hysterikern kritisiert, weil sie sich durch die Differenzierung kritisiert fühlen.**

Hinter der Hysterisierung kann man sich auch leicht verstecken, den unbequemen Fragen und Erkenntnissen über die eigene Verführbarkeit aus dem Weg gehen. Die Diskussionen muss man aushalten, ich suche sie sogar. Aber man darf sich nicht abbringen lassen vom Bemühen um Differenzierung.

**Hatten Sie im aktuellen Getöse schon einmal den Wunsch, in die USA auszuwandern? Dort ist es doch viel weniger verkrampft.**

Nein. Ich bin so sehr verwachsen mit dem deutschen Kulturkreis, und auch in den USA könnte und wollte ich meiner deutschen Herkunft nicht entkommen. Im Übrigen werden die USA auch täglich von Hysterieschüben erfasst, Trump ist ein Machtegozentriker par excellence.

**Lassen Sie uns zum Schluss noch über die Kunst der Schauspielerführung reden: Sie sagen, die Psychoanalyse sei hier entscheidend. Wie meinen Sie das?**

Ich habe selber zwei lange Psychoanalysen gemacht, auf der Couch. Man wird zu

seinem eigenen Resonanzraum. Man lernt sich selber kennen. Und man lernt damit automatisch sehr viel über die Schauspielerführung.

**Inwiefern?**

Meine Filme zeigen komplexe menschliche Beziehungen. Das muss man mit den Schauspielern ausloten, nachempfinden. Ich kann mich erinnern, dass wir mit Götz George eine sehr vielschichtige Sexszene drehen mussten, in der sich das ganze Drama zweier Menschen, die sich ineinander verkrallen, abbildet. So etwas können Sie nicht einfach hinlegen nach dem Muster «So, jetzt zieht euch mal aus und Action». Das muss tagelang über intensive Gespräche vorbereitet werden, bis das Ensemble am Punkt ist, wo es emotional stimmt. Man muss diese Gefühle entstehen lassen, in aller Ruhe, wie in einer Psychoanalyse.

**Wie führen Sie einen Star?**

Das braucht Ehrlichkeit, abgrundtiefe Angstfreiheit. Es ist eine gleichberechtigte Beziehung. Alle grossen Schauspieler, mit denen ich gearbeitet habe, haben diese Offenheit und Angstfreiheit zugelassen und auch gewollt. Ein Star verkrampft nur dann, wenn ihm der andere angstvoll und verkrampft begegnet.

**Spüren Sie bereits beim Drehen am Set, ob ein Film gelingen wird?**

Ja, nach spätestens drei Tagen. Die Emotion muss am Set entstehen. Die Kunst ist dann, sie stärker und intensiver vor die Kamera zu bringen. Wenn das nicht gelingt, können Sie es nicht mehr retten. Wenn sich die Dinge verkrusten, sind Sie verloren. Man spürt es.

**Wird der Schauspieler während der Dreharbeiten zur Person, die er spielt?**

Mehr noch: Die Stimmung des Drehbuchs überträgt sich aufs ganze Ensemble. Das

kann bis zur vollkommenen physischen Erschöpfung gehen. Dagegen können Sie nichts machen.

**Können Schauspieler, die sich gegenseitig unsympathisch sind, eine Lovestory spielen?**

Klar, und das muss gar nicht schlecht sein.

**Braucht man als Filmemacher, als Produzent ein Riesenego? Braucht es einen Hauch Grössenwahn?**

Es sind zwei Welten. Sie brauchen das grosse Ego, vor allem dann, wenn Sie verkaufen. Zugleich sind Sie aber auch sehr verletzlich. Es geht immer um alles. Wenn die Produktion fertig ist, ist es am schlimmsten, Sie haben schlaflose Nächte bis zur Herausbringung. Das Selbstbewusstsein ist notwendig, sonst haben Sie die Kraft nicht, etwas auf die Beine zu bringen. Altes Indianersprichwort, wie mir mein Freund Frank Schirrmacher sagte: «Du darfst dich nie durch die Augen deiner Feinde anschauen.» Grössenwahn ist das nicht, ich würde es Überzeugungstäterschaft nennen.

**Was sind Ihre nächsten Projekte?**

«Die Nibelungen», die «Porsche-Saga» und «Siegfried und Roy».

**Mit den «Nibelungen» tauchen Sie noch einmal ganz tief in die deutsche Seele ein. In einem Satz: Was haben Sie aus diesem Mythos über die Deutschen gelernt?**

Das ist die Ursuppe, der Blick in den Abgrund von Egozentrik und Macht. Es ist nicht nur ein deutsches Thema, sondern ein Weltthema von verschärfter Brisanz und Aktualität.

**Sind die Deutschen wieder nibelungenmäsig unterwegs? Wir glauben es nicht.**

Nein, sie sind es nicht, aber da und dort züngelt und flammt es leider wieder hoch. Wir sind alle gewarnt. ○

## Erdbeben im Tessin

Von Christoph Mörgeli

Die Tessiner Ständeratswahlen endeten mit einer Detonation. Dort haben sich zwei Traditionsparteien fast eine Ewigkeit lang die Ständeratssitze geteilt. Dabei waren FDP und CVP noch Ende des 19. Jahrhunderts so zerstritten, dass sich ihre Anhänger bei Wahlen gegenseitig totschoßen. Doch längstens geben sich die Freisinnigen und die Christdemokraten im Tessin so friedfertig, dass sie Pöstchen, Pfründen und Pulver einträchtig aufteilen.

Umso erstaunlicher ist, was sich jetzt im Südkanton abspielte: Der umtriebige Medienunternehmer Filippo Lombardi (CVP) wurde abgewählt, welcher sich defensiv in der Politik und aggressiv im Strassenverkehr bewegte. Auch der gepflegte *avvocato* Giovanni Merlini (FDP) schaffte es nicht als Nachfolger des gepflegten *avvocato* Fabio Abate. Lombardi wie Abate bewährten sich vor allem als Mandatsammler. Sie waren nicht an Weisungen gebunden, höchstens an Überweisungen. Doch diesmal bevorzugten die Tessiner zwei Vertreter von SVP und SP. Dabei sind diese noch nicht einmal eingemittelt. Marco Chiesa ist Vizepräsident der Aktion für eine unabhängige und neutrale Schweiz. Marina Carobbio ist die Tochter eines SP-Linksabweichlers, der in einer kommunistischen Fraktion im Nationalrat sass.

Wie konnte es zu diesem Tessiner Erdbeben kommen? Die Antwort heisst Personenfreizügigkeit. Nirgendwo sonst ist der Anteil der Pendler so hoch. 68 000 ausländische Arbeitskräfte drängen und zwingen sich täglich über die Grenze – deutlich mehr als ein Viertel aller arbeitstätigen Tessiner. Darunter auch viele Universitätsabsolventen und hochqualifizierte Berufsleute. Die Folgen sind Lohndumping, Billigkonkurrenz, Abwanderung der Jungen, verstopfte Strassen, verschmutzte Luft. Die Volksinitiativen gegen die Masseneinwanderung, für Mindestlöhne und für Einheimischenvorrang wurden wuchtig angenommen. Doch wenn der Kanton konkrete Massnahmen ergriff, erklärte das Bundesgericht diese als rechtswidrig.

Jetzt ist den Tessinern der Kragen geplatzt. Sie haben Ständeräte gewählt, die wie der SVP-Mann Chiesa den EU-Rahmenvertrag schroff ablehnen oder wie die SP-Frau Carobbio den Lohnschutz verteidigen. Das Parlament muss den Tessiner Bundesrat Ignazio Cassis wiederwählen. Und das Volk sollte die Begrenzungsinitiative annehmen. Man kann eine Krankheit nicht heilen, indem man das Fieberthermometer versteckt.

Der Autor ist Historiker und ehemaliger SVP-Nationalrat.

## Alte weise Männer braucht das Land

Von Peter Bodenmann — Bis 2030 will die Europäische Investitionsbank 1000 Milliarden Euro in den ökologischen Umbau stecken.



Die Schweiz braucht maximal 100 Milliarden Franken, um klimaneutral zu werden: Peter Siegenthaler.

Die Nationalbank ist ein etwas ausser Kontrolle geratener Staatsfonds. Sie ist 800 Milliarden Franken schwer. Und besitzt bereits für 100 Milliarden Franken amerikanische Aktien. Parallel dazu investiert Jordan in den untergehenden fossilen Kapitalismus. Wirtschaftlich vielleicht nicht das Gelbe vom Ei, politisch ein Eigengol der Sonderklasse. Schlicht und einfach deshalb, weil andere Nationalbanken, andere Staatsfonds und andere Entwicklungsbanken umsteuern.

Die Europäische Investitionsbank (EIB) will in den nächsten zehn Jahren 1000 Milliarden Euro über die Gewährung von Darlehen in den ökologischen Umbau stecken. Ihre Grundsätze: «Wir geben die günstigen Zinsen, zu denen wir die Mittel am Markt aufnehmen, an unsere Kunden weiter» und «Die Laufzeiten unserer Darlehen entsprechen der wirtschaftlichen Nutzungsdauer der jeweiligen Projekte.»

Ausgerechnet die von rechts und links kritisierte EU zeigt mit ihrer Europäischen Investitionsbank auf, wie es gehen kann. Ihre Grundsätze sind die richtigen Blaupausen einer Nationalbank, die den ökologischen Umbau nicht verhindert, sondern fördert.

**Blaupause 1** — Ökologischer Umbau bedeutet vorab effiziente Elektrifizierung der Mobilität und des Gebäudeparks. Das rechnet sich, wenn sich das Land richtig aufstellt. Solarwirtschaft

darf nicht zur zweiten Landwirtschaft werden. Dann reichen Investitionen von gesamthaft 80 bis 100 Milliarden aus. Was wir brauchen, ist Winterstrom aus Sonne und Wind. Ob dieser in den Schweizer Alpen oder in Bosnien-Herzegowina oder Tunesien produziert wird, darf für ein Exportland mit riesigen Handelsbilanzüberschüssen keine Rolle spielen.

**Blaupause 2** — 100 Milliarden Franken entsprechen nächstens 10 Prozent des Vermögens der Nationalbank. Sie kann – wenn sie ihr Kässeli schonen will – dieses Geld auch zu Minuszinsen längerfristig aufnehmen. Sie müsste dieses Geld – wie die EIB – investitionswilligen Investoren zur Verfügung stellen.

**Blaupause 3** — Die Nationalbank könnte – wie die EIB – die Investoren beraten. Und nur an jene Kredite gewähren, die mit einem Franken möglichst viel CO<sub>2</sub>-Reduktion realisieren.

**Blaupause 4** — Ein solches Projekt braucht fähige Chefs. Ohne den pensionierten Peter Siegenthaler gäbe es keine Swiss. Sein Nachfolger Serge Gaillard, der nächstens in Pension geht, ist aus dem gleichen Holz geschnitzt. Sie sind in etwa gleich alt wie Werner Hoyer, der Präsident der Europäischen Investitionsbank. Die Schweiz müsste mit Siegenthaler und Gaillard den schnellen und rentablen ökologischen Umbau mitanschieben. Subito.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

# Glaube an die Würde

Von Kurt W. Zimmermann — Wenn Journalisten den Moralfinger heben, haben sie ein Zauberwort. Es heisst «Glaubwürdigkeit».

Die Grünen haben zwar die Wahlen gewonnen, aber nun haben sie in den Medien ein Problem.

Sollten die Grünen nicht schleunigst ihre Bundesratskandidaten vorstellen, so zürnte der *Tages-Anzeiger*, würden sie «ihre Glaubwürdigkeit verlieren».

Da sind die Grünen in guter Gesellschaft. Es vergeht in den Medien kein Tag, ohne dass in Zeitungen und Sendungen ständig die Glaubwürdigkeit verloren wird. Institutionen verlieren sie andauernd, Firmen verlieren sie reihenweise, Personen verlieren sie permanent. Oft wird die Glaubwürdigkeit nicht nur «verloren», sondern, noch schlimmer, «verspielt».

«Die katholische Kirche hat ihre Glaubwürdigkeit verspielt», weiss dann die *Luzerner Zeitung*. «Die USA haben jegliche Glaubwürdigkeit verspielt», weiss das Schweizer Radio. Der Chemiekonzern Bayer «hat massiv an Glaubwürdigkeit verloren», weiss die «Tagesschau». Bundesrätin Simonetta Sommaruga hat «viel Glaubwürdigkeit verspielt», weiss die *Berner Zeitung*. Und selbst der Eishockeyklub Kloten, so weiss *20 Minuten*, «hat seine Glaubwürdigkeit verloren».

Auch zu Herren wie Johnson, Putin, Erdogan, Trump, Orbán, Bolsonaro, Kurz, Salvini und Babis ist der mediale Befund ihres irreparablen Reputationsschadens längst gemacht. Die tonangebenden Politiker dieses Planeten bestehen aus Journalistensicht fast ausschliesslich aus windigen Figuren, die ihre Glaubwürdigkeit längststens verloren und verspielt haben.

Wir könnten die permanente Diagnose der verlorenen Kreditabilität als journalistische Marotte abtun, wenn sie nicht ein erhellendes Licht auf die jüngste Medienentwicklung werfen würde. Sie illustriert sehr präzise die eskalierende Moralisierung der publizistischen Branche.

Wer bei andern den Verlust an Glaubwürdigkeit etikettiert, der tut dies nur dann, wenn er sich selber in einer ethisch höheren Position wahrnimmt. Nur moralisch übergeordnete Instanzen sprechen sich das Recht zu, anderen einen gesellschaftlichen Mangel an solch moralischer Akzeptanz vorzuwerfen. Die obsessive Beschreibung der verlorenen und verspielten Glaubwürdigkeiten ist vergleichbar mit dem Blick des Inquisitors auf die Häretiker.

Es braucht wenig, bis das Fallbeil fällt. Wenn etwa CVP-Präsident Gerhard Pfister eine etwas freche Wahlkampagne lanciert, schon ist er



Medienschicksal: alt Bundesrätin Leuthard.

«unglaubwürdig» (*Tages-Anzeiger*). Wenn Credit-Suisse-Präsident Urs Rohner in Probleme mit Mitarbeitern gerät, schon ist er «vollends unglaubwürdig» (*Finanz und Wirtschaft*). Wenn Fussballtrainer Vladimir Petkovic mit einem Spieler nicht den richtigen Tonfall trifft, schon ist er «unglaubwürdig» (*Basler Zeitung*).

## Licht in der Dunkelheit

Wir machen uns also auf die Suche nach den wenigen Köpfen, die noch Glaubwürdigkeit verströmen. Über die letzten Jahre gibt es nur einen einzigen Zeitungsartikel, in dem eine Figur aus der Politik als «äusserst glaubwürdig» beschrieben wird. Vor einem Jahr schrieb das der *Blick* über seinen langjährigen Cover-Darling Doris Leuthard. Es ist darum eine Ironie des Medienschicksals, dass ausgerechnet derselbe *Blick* vor zwei Wochen enthüllte, dass Leuthard in der sogenannten Postauto-Affäre das Parlament belog und die Ex-Bundesrätin damit in die tiefste Glaubwürdigkeitskrise ihrer Karriere stürzte.

So bleibt uns in diesem Sumpf der Unglaubwürdigkeit nur ein einziger Trost. «Intakte Glaubwürdigkeit der Schweizer Medien», titelte die *NZZ* soeben. «Besonders glaubwürdig» schrieb der *Tages-Anzeiger* soeben, «sind die regionalen, abonnierten Tageszeitungen.»

Es gibt doch noch Licht in der Dunkelheit.

# Heikos Regenbogen

Von Henryk M. Broder — Ein Preis für den Bundesausserminister.

Wenn es regnet und zugleich die Sonne scheint, wenn also Sonnenstrahlen auf Regentropfen treffen, wird das farblose Sonnenlicht gebrochen und in seine farbigen Bestandteile zerlegt. So entsteht ein Regenbogen.



Ein ähnliches Phänomen kann man derzeit in der deutschen Politik beobachten. Kaum ein Tag vergeht, an dem nicht irgendein antisemitischer Vorfall bekannt wird; zugleich nimmt jeden Tag irgendein Politiker Haltung an und verkündet, für Antisemitismus könne es in Deutschland «keinen Platz» geben. Wenn es aber für Antisemitismus keinen Platz in Deutschland gibt, wie kann es dann sein, dass sogar der «Antisemitismus-Beauftragte» der Bundesregierung den Juden rät, in bestimmten Stadtteilen auf keinen Fall eine Kippa zu tragen, um feindselige Reaktionen zu vermeiden? Im Gegensatz zum Regenbogen lässt sich dieses Rätsel physikalisch nicht erklären. Es muss sich um eine Art von Bewusstseinspaltung handeln, um ein Ich, dem die Kontrolle über sein Es entglitten ist.

Letzte Woche wurde der Aussenminister der Bundesrepublik mit dem «Preis für Verständigung und Toleranz» des Jüdischen Museums Berlin geehrt, was an sich schon ein Witz ist – als ob man einem Busfahrer einen Preis dafür verleihen würde, weil er seinen Job macht und sich dabei an die Verkehrsregeln hält. Im Falle von Heiko Maas war die Pointe aber eine andere. Während der, gerührt und den Tränen nahe, den «Preis für Verständigung und Toleranz» entgegennahm, stimmte der deutsche Botschafter bei den Vereinten Nationen sieben von acht Anti-Israel-Resolutionen zu, nicht zum ersten Mal. Er tat das bestimmt nicht ohne Wissen und Zustimmung seines Dienstherrn, des Aussenministers, der seinerseits «wegen Auschwitz in die Politik» gegangen ist. Und wenn Heiko Maas «Auschwitz» sagt, dann meint er auch Auschwitz, das deutsche Konzentrationslager in der Nähe der Stadt Oswiecim in Südpolen. Er meint nicht die Ächtung des Staates Israel als diplomatisches Vorspiel zu einer Endlösung der Israel-Frage im Nahen Osten. Ohne sich zu schämen, hofiert er die iranischen Mullahs und Ajatollahs, die Palästina von der «zionistischen Besatzung» befreien wollen. Das ist praktizierte Toleranz im Dienst der Verständigung. Dafür hat er den Preis verdient.

## Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf man jemanden, der ständig die Brille abzieht und den Bügel in den Mund nimmt, nach der Geschmacksrichtung des Brillengestells fragen? *André Schlittler, Reichenburg*

Ein guter Witz tut weh! Daher – aus Rücksicht – eher nicht. Zudem könnte es sich ja um einen Veganer handeln, der heimlich seiner Fleischelust frönt, nachdem er behauptet hat, sein Horngestell sei bloss Imitation.

*Beda Stadler*

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an [darfmandas@weltwoche.ch](mailto:darfmandas@weltwoche.ch). Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

## Leserbriefe

«Wir Frauen sind vielleicht nicht die besseren Menschen, aber wenn es um Humanismus geht, dann sind wir oft eine Idee schneller.» *Riggi Schwarz*

### Vergiftet und zubetoniert

Nr. 46 – «Weisheit der Vögel» Ernst Paul Dörfler über die sozialen Lebewesen

Es mag sein, dass die Umwelt in der DDR in einem «erbärmlichen Zustand» war. Die Vergiftung des Kulturlandes hat jedoch im Westen schon früher angefangen. Die Mechanisierung der Landwirtschaft hat den Rest zur Umweltzerstörung beigetragen. Überall im Westen sieht man leere, strukturlose Landschaften. Kulturlandvögel sind verschwunden, auch in der Schweiz. Während die Natur im Westen nur noch in Reservaten existierte, war sie im Osten überall selbstverständlich, auch in den Siedlungen. Es gab Kulturlandvögel und Insekten in grosser Zahl. Seit dem Fall der Mauer wird auch im Osten alles mechanisiert, vergiftet und zubetoniert. In jedem Land, das der EU beigetreten ist, Ost oder West, geht es mit der Natur sichtbar bergab. Und der Prozess ist immer noch im Gang.

*Paul Nijman, Geroltingen*

### Geistiger Rückschritt

Nr. 46 – «Vom Mutterglück zur Kinderstrafe»; Katharina Fontana über Familienpolitik

Der Vaterschaftsurlaub ist ein geistiger Rückschritt für die Frau. Gleich nach den Strapazen der Geburt ist sie vom Wohlwollen des Mannes abhängig. Ich sehe drei Szenarien: 1. Der liebe Mann rennt den ganzen Tag mit Wickeltuch und Baby rum (sehr sexy). 2. Man streitet den lieben langen Tag, weil die Geburt kein Spaziergang ist, und jetzt fehlt die Luft zwischen dem Paar. 3. Der Mann nützt die Ferien, um sich behaglich auf Kosten der Frau einzurichten. Ich kann nur sagen: «Enjoy yourself.»

*Esther Moser, Basel*

### Eine riskante Debatte

Nr. 46 – «Aussenminister im Trommelfeuer»; Katharina Fontana über Ignazio Cassis

Mit der Politik von Bundesrat Ignazio Cassis bin ich in weiten Teilen nicht einverstanden. Trotzdem empfinde ich die Debatte über seine Abwahl als riskant. Einerseits dürfen die eidgenössischen Wahlen nicht zu einer Zitterpartie für Mitglieder des Bundesrates werden. Letztendlich ist es ein Vorteil unserer Konkordanzdemokratie, dass die Regierungsaktivitäten im Wahljahr stillgelegt werden. Andererseits wird sich Cassis – falls er die «Prüfung» vom 11. Dezember besteht – in seinem Amt bestätigt fühlen und seinen Kurs verschärfen.

*Ramazan Özgü, Zürich*



«Nur noch in Reservaten»: *Weltwoche*-Cover.

### Kein Wegschauen

Nr. 46 – «Captain Weltuntergang»; Alex Baur über Carola Rackete

Wir Frauen sind vielleicht nicht die besseren Menschen, aber wenn es um Humanismus geht, dann sind wir ganz selbstverständlich – und oft eine Idee schneller – handlungsbereit. Frau sein heisst auch klug sein. Kein Wegschauen oder Gaffen – das Handeln ist uns extrem wichtig. *Riggi Schwarz, Büchenbach (D)*

### Wir dürfen stolz sein

Nr. 45 – «Glückliches, kapitalistisches Paradies»; Essay von Ruchir Sharma

Die Genauigkeit, Pünktlichkeit ist ein Charakteristikum der Schweizer. Wir dürfen stolz sein auf unsere Wirtschaft, auf die Qualität unserer Produkte und auf die Flexibilität unserer Unternehmen. Dass die Schweiz seit langem auf der Rangliste der innovativen Staaten weit oben steht, ist kein Zufall. In unserem Volk liegt die Summe von Intelligenz, Tüchtigkeit und Charakterstärke. Wir machen vieles einfach besser. *Ari Yaraghchi, Winterthur*

### Weniger Meinungsfreiheit

Nr. 45 – «Warum Linke zur Intoleranz neigen»; Essay von Norbert Bolz

Ich habe die Gelegenheit, die politische Kultur in der Schweiz und in der Tschechischen Republik zu vergleichen. Mancher Schweizer wird das nicht gern lesen, aber heute ist die Mei-

nungsfreiheit in Tschechien deutlich grösser als in der Schweiz. Unser Planet leidet unter einer rasant zunehmenden Bevölkerungsexplosion. Ich bin der Meinung, dass die gegenwärtigen Migrationsströme nur der Anfang einer Völkerwanderung sind, die wir hier in Europa im Interesse der Selbsterhaltung abwehren müssen. Wenn ich mich in diesem Sinne in Tschechien äussere, habe ich meine Meinung gesagt. Wenn ich das in der Schweiz tue, werde ich zu einem verabscheuungswürdigen, herzlosen Xenophoben verurteilt, vor dem man besser die Strassenseite wechselt. Ich ertappe mich dabei, dass ich in der Schweiz vorsichtshalber genau prüfe, vor wem ich was sage, ähnlich wie unter kommunistischer Herrschaft, als allein die eine Parteimeinung galt und überall Spitzel lauereten. *Ladislav Dolecek, Burgistein*

#### Chance verpasst

Nr. 44 – «Das Urgestein»;  
Philipp Gut über Helmut Hubacher

Leider wurde die Chance verpasst, dass mit Helmut Hubacher einer der letzten Zeitzeugen die verwerflichen Verbindungen der SP Schweiz zur SED beziehungsweise zum DDR-Diktatorrenstaat offenlegt. Dies ist umso bedauerlicher, als es Bundesbern (wohl aus falscher Rücksicht auf die Schweizer Genossen) verpasste, in die Stasi-Unterlagen vertieft Einblick zu nehmen, um die organisatorischen, ideologischen und finanziellen Verbindungen zwischen den beiden sozialistischen «Schwesterparteien» publik zu machen. *Erich Angst, Nesslau*

#### Die Zukunft erraten

Nr. 45 – «Er will dafür sorgen, dass alles gut wird»; Interview mit Reto Knutti

Warum nur verzweifeln die Zarten / am zukunftsfixierten Erraten? / Ich gönne bislang / den Weltuntergang / all jenen, die dringend darauf warten. *Hans Sutter, Bonaduz*

#### Anweisung an die Fans

Nr. 45 – «Foul an Xhaka»;  
Kommentar von Philipp Gut

Granit Xhaka müsste sich fragen: «Was habe ich falsch gemacht, und was muss ich tun, damit ich die Fans auf meine Seite bringen kann?» Selbstkritischen Fragen stellt er sich vermutlich nicht. Seine Entschuldigung war eher eine Anweisung an die Fans, wie sie sich in Zukunft zu verhalten hätten. Er gibt die Schuld den anderen und inszeniert sich als Opfer. Typisches Verhalten eines Narzissten. *Peter Zurlinden, Thun*

#### Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen.

E-Mail: [leserbriefe@weltwoche.ch](mailto:leserbriefe@weltwoche.ch).



### Fragen Sie Dr. M. Der Experte für alle Lebenslagen

**Kürzlich hatten wir zwei Paare bei uns zu Gast aus Anlass eines beruflichen Jubiläums in der Firma meines Mannes. Die eine Frau, die ich als aufdringlich und herrisch empfand, half nach dem Essen beim Abräumen und steckte alle unsere Silbergriffmesser ohne mein Wissen in den Geschirrspüler. Natürlich hat sich beim Waschen der Leim gelöst, und die Messer sind kaputt. Immerhin: Sie bot an, uns die Reparatur zu bezahlen. Soll ich das Geld annehmen? Oder ist das kleinlich?**

Sie schneiden ein grundsätzliches Problem an. Oft hat man bei geschäftlichen Einladungen auch unbekannte Gäste dabei, gerade wenn man auch die Partner der Mitarbeiter einlädt. Und da ist anscheinend auch eine sehr «aufdringliche und herrische» Frau darunter gewesen. Aber sie half immerhin nach dem Essen beim Abräumen, und wohl ohne Ihr Wissen kämpfte sie sich in der Küche bis zu Ihrem Geschirrspüler vor. Hoffentlich sind Sie bei diesen Leuten nie eingeladen, sonst wissen Sie, was Ihnen blüht: Man

erwartet, dass Sie abräumen, sonst gelten Sie dann als unanständig.

Man kann es auch ganz anders sehen. Wer glaubt, als im Service Unausgebildeter und mit den örtlichen Verhältnissen des einladenden Hauses und der Einladenden selbst nicht Vertrauter könne man hier einfach so schnell abräumen und auch im Haushalt helfen, der erniedrigt im Grunde genommen die Gastgeber, weil er damit zum Ausdruck bringt: «Das ist ja alles nichts, ich kann das auch.»

Nun, anscheinend haben Sie dies zur ins Geschehen eingreifenden, unsympathischen Frau nicht gesagt und sind bestraft worden, weil diese Frau doch nicht so tüchtig war, wie sie glaubte. Kaputte Messer und hohe Reparaturkosten sind die Folge: Und Sie wissen nicht, was Sie jetzt tun sollen. Wichtig scheint mir, dass Sie einsehen, dass die Schuld für dieses Missgeschick letztlich bei Ihnen liegt, denn Sie sind als Gastgeber verantwortlich, dass in Ihrem Haus nichts Dummes passiert. Und wahrscheinlich haben Sie aus Angst vor einer allfälligen unangenehmen Reaktion diese aufdringliche Dame machen lassen. Ich würde das Geld für die Reparatur nicht annehmen, sonst hätte die Dame noch einen weiteren Grund, sich als hilfreich hinzustellen.

Mailen Sie uns Ihre Fragen zu allen Lebenslagen an [drm@weltwoche.ch](mailto:drm@weltwoche.ch).

Die Fragen werden anonym publiziert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

## FOKUSKMU

Die Sendung für Wirtschaft & Gesellschaft

### Bergregionen rüsten sich für die Digitalisierung

ab Montag, 25. November, täglich um 17.35 Uhr auf



und ab Montag, 2. Dezember,  
täglich um 17.25 Uhr auf

TELE Z

und unter:

[www.fokus-kmu.tv](http://www.fokus-kmu.tv)

# Die Zukunft der Sozialdemokratie

Mit einer harten, aber fairen Einwanderungspolitik hat Ministerpräsidentin Mette Frederiksen in Dänemark den taumelnden Sozialdemokraten einen unerwarteten Aufschwung beschert. Mit einem ähnlichen Kurswechsel könnte die SP Schweiz sogar die SVP gefährden. *Von Philipp Gut und Christoph Mörgeli*



«Zahlen sind wichtig»: Ministerpräsidentin Frederiksen.

Das Resultat ist brutal. Bei den eidgenössischen Wahlen vom Oktober hat die Sozialdemokratische Partei der Schweiz so schlecht abgeschnitten wie nie seit der Einführung des Proporzwahlrechts vor hundert Jahren. Sie kommt lediglich noch auf einen Wähleranteil von 16,8 Prozent. Umso grösser ist die Anteilnahme der Schweizer Medien am Schicksal der SP. Journalisten und Experten beugen sich wie wohlmeinende Doktoren über die Kranke und überbieten sich gegenseitig mit Ratschlägen und Rezepten. Weil Parteipräsident Christian Levrat inzwischen seinen Rücktritt angekündigt hat, haben sich die Diskussionen um die künftige Ausrichtung der Partei noch verschärft.

Soll die SP noch einmal deutlich nach links schwenken, wie das jüngere Genossen und ehemalige Juso-Wirbelwinde wie Cédric Wermuth, Fabian Molina und Tamara Funicello fordern?

Oder liegt das Heil im Gegenteil in der Breite einer Volkspartei à la Daniel Jositsch? Muss sich die SP jetzt grün anmalen, um vom ehemaligen kleinen Bruder nicht zerdrückt zu werden?

## Braucht es eine Männerquote?

Sicher ist bisher lediglich, dass die Frauen in der Partei eine noch grössere Rolle spielen wollen als bisher. An der Spitze komme ein Mann, wenn überhaupt, nur als halbe Portion in Frage, tönt es bei den selbstbewussten Genossinnen. Der am Wochenende als Ständerat im Kanton Bern bestätigte Hans Stöckli gab am Sonntagabend seinem Ärger Luft, dass ihm während des Wahlkampfs ständig sein Geschlecht vorgeworfen worden sei. Hinter vorgehaltener Hand frotzeln männliche SP-Parlamentarier, dass parteiintern längst eine Männerquote angesagt wäre, um die zunehmende Marginalisierung ihrer Geschlechts-

genossen zu bremsen. Von aussen betrachtet, wirken solche Scharmützel amüsant, auch wenn es Betroffene – wie der abgewählte SP-Nationalrat und Gewerkschaftsfunktionär Corrado Pardini – wohl anders sehen. Doch führt der medienwirksam ausgetragene Geschlechterkampf wirklich ins Zentrum des Problems? Wohl kaum.

Wie eine moderne sozialdemokratische Partei aussehen könnte, zeigt mit durchschlagendem Erfolg eine unerschrockene junge Politikerin aus dem Norden: Mette Frederiksen, 42, alleinerziehende Mutter und Ministerpräsidentin von Dänemark. Im Juni dieses Jahres gewann sie, gestartet als Parteichefin, im Sturm die dänischen Wahlen. Damit steht die Dänen-SP in scharfem Kontrast zu den meisten anderen europäischen Ländern, wo sich die Sozialdemokraten im freien Fall befinden oder sich in der Bedeutungslosigkeit verlieren.

Die SPD etwa hat seit 1990 eine halbe Million Mitglieder verloren – und in den letzten zwanzig Jahren über zehn Millionen Wähler. Das dänische Experiment ist also hochinteressant. Was hat diese Mette Frederiksen anders und besser gemacht als ihre Parteikollegen im Rest des Kontinents?

Die Antwort ist einfach. In ihrem Wahlkampf wagte sie sich an ein sozialdemokratisches Tabu. Sie setzte voll auf eine «realistische und faire Einwanderungspolitik». Fair heisst für sie, echten Flüchtlingen zu helfen. Die Lebensbedingungen in den ärmsten Teilen der Welt müssten verbessert werden, damit die Menschen ihr Glück nicht anderswo suchten. «Wir können der Welt nicht den Rücken kehren und wollen dies auch nicht.» Zugleich sei sie aber der Auffassung, «dass es hinsichtlich der Zahl der Einwanderer, die in unser Land integriert werden können, Grenzen gibt». Dabei sagte sie Sätze, die man aus dem Mund einer Sozialdemokratin so noch nicht gehört hatte: «Man ist noch kein schlechter Mensch, nur weil man nicht will, dass sich das eigene Land grundlegend verändert.» Die Botschaft war genauso an die eigene Stammwählerschaft gerichtet wie an die Anhänger der konservativen Regierungspartei, die sie dann so erfolgreich von der Macht verdrängte.

### Frederiksens Plan

Zur Lösung der Migrationsfrage legte Frederiksen einen «umfassenden, langfristigen Plan» vor, der über die täglichen Diskussionen und das Klein-Klein der Problemverwaltung hinausgehen und das Land einen sollte. Dieser Plan besteht aus den folgenden drei Elementen.

**1. Zuwanderung begrenzen.** «Zahlen sind wichtig. Dänemark muss die Kontrolle zurückgewinnen. Wir wollen eine Grenze festlegen, wie viele nichtwestliche Einwanderer jedes Jahr nach Dänemark kommen dürfen. Damit unsere Nachbarschaften, Schulen und Arbeitsstätten Schritt halten können.»

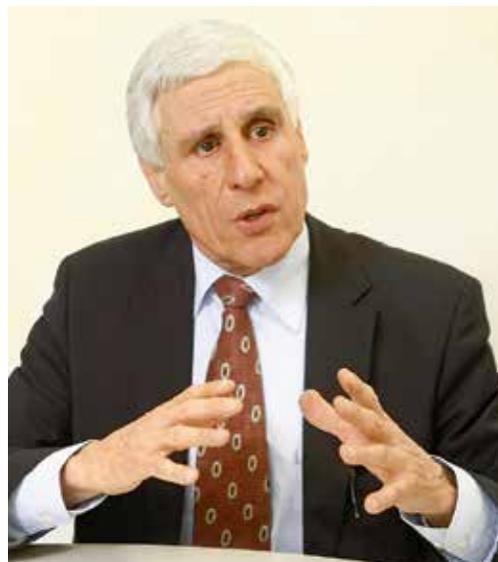
**2. Asylsystem ändern.** Die Sozialdemokratin machte auch gleich einen konkreten Vorschlag, wie dies in die Praxis umzusetzen wäre, ohne die internationalen Konventionen zu verletzen: «Wir wollen unser Asylsystem ändern und ein Aufnahmезentrum ausserhalb Europas einrichten. Künftig werden in Dänemark nur noch Uno-Flüchtlinge Asyl erhalten können.» Der Solidaritätsgedanke spiele auch hier. «Unser Ziel muss es sein, sicherzustellen, dass weniger Menschen flüchten müssen und dass sich mehr von ihnen in ihren eigenen Ländern eine Zukunft aufbauen können, anstatt ein neues Leben in Europa zu suchen.» Die finanzielle Unterstützung in den Gebieten, die an Konfliktregionen grenzen, will die Ministerpräsidentin verdoppeln.

**3. Pflicht zu Integration und Arbeitsleistung.** Die Sozialdemokratie, betont Frederiksen, sei immer ein «Freiheitsprojekt» gewesen. Die Errungenschaften der sozialen Marktwirtschaft und die Werte der aufgeklärten Gesellschaft dürften nicht durch Zuwanderer beschädigt werden, die sich darum füttern. «Die Gleichstellung der Geschlechter muss auch für sie gelten. Rechte und Pflichten gehen Hand in Hand. Religion ist der Demokratie immer untergeordnet.» Der Anteil von nichtwestlichen Einwanderern und von deren Nachkommen dürfe künftig in keinem Wohnbezirk und in keiner Schule höher als 30 Prozent liegen. Wer von Sozialleistungen profitiere, müsse auch etwas zur dänischen Gesellschaft beitragen. «Deshalb wollen wir alle Migranten, die Integrations- und Arbeitsleistungen erhalten, dazu verpflichten, einen Arbeitsbeitrag von 37 Stunden pro Woche zu leisten.»

Mette Frederiksen ist selbst in einem Arbeiterviertel aufgewachsen. Ihre radikale Abkehr von der sozialdemokratischen Politik der offenen Grenzen gründet letztlich in der Erfahrung, dass «die unteren Schichten den Preis für ungezügelter Globalisierung, Masseneinwanderung und Arbeitnehmerfreizügigkeit bezahlen». Sie hat zweifellos recht. Hier liegt – ohne rosarote Brille betrachtet – der Hauptgrund für den Niedergang der europäischen Sozialdemokratie. Doch ausserhalb Dänemarks will es bisher kaum jemand zur Kenntnis nehmen. Die Migrationsfrage ist der schnarchende Elefant im Raum, den alle geflissentlich überhören und übersehen.

### Internationalismus als Hindernis

Der SP steht dabei auch die eigene Geschichte im Weg, das Thema Migration einigermaßen entspannt anzugehen. Die sozialistische Arbeiterbewegung ging seit je einher mit der Solidarität des Proletariats über alle Grenzen hinweg; ihr ausgeprägter Internationalismus



Verlust der Identität: alt Nationalrat Strahm.

war kaum weniger wichtig als das Ziel des Sturzes der kapitalistischen Klassengesellschaft und der Schaffung einer sozialistischen Gesellschaftsordnung. Die SP Schweiz sieht sich laut geltendem Parteiprogramm noch immer als Teil der «sozialistischen Internationalen», als «international ausgerichtete und organisierte Parteienfamilie», bei der sie die Menschenrechte, die Friedenserhaltung, die Migration oder den Umweltschutz am besten aufgehoben sieht. Auch wenn profilierte «Internationalisten» wie Jean Ziegler oder Franco Cavalli keine auch nur annähernd so aktiven Erben haben: Die grenzenlose Solidarität bleibt ein wichtiger Pfeiler des sozialdemokratischen Selbstverständnisses.

Dabei verkennt das SP-Programm die möglichen Schattenseiten nicht völlig. Die neugewonnene Freiheit der Migrationsmöglichkeiten und der Durchlässigkeit der Grenzen müsse «politisch gestaltet und ausreichend reguliert» werden; ansonsten könne es ge-

---

## Die Migrationsfrage ist der schnarchende Elefant im Raum, den alle geflissentlich überhören.

---

schehen, dass das 21. Jahrhundert zum Jahrhundert «erbitterter Verteilungskämpfe» werde. Dann gebe es neben Siegern auch Verlierer, die «anfällig» seien für Ressentiments wie Fremdenfeindlichkeit und Rassismus, «um von den anhaltenden sozialen Ungerechtigkeiten abzulenken».

Neben solcher eher wolkiger Programmatik lässt die offizielle SP migrationskritische Töne nicht zu. Indem die Partei 2006 sowohl das neue Asyl- wie das neue Ausländergesetz ablehnte, zeigte sie sich nicht bereit, beim Recht auf Zuwanderung aus aller Welt irgendwelche roten Linien zu ziehen. Selbst der eher pragmatische Gewerkschaftsflügel wagte es nicht, Einschränkungen durchzusetzen. Dabei sind die Arbeiter und Arbeitnehmer der Privatwirtschaft dem Zuwanderungsdruck ganz anders ausgesetzt als die Akademiker und Staatsangestellten, die in der SP zunehmend den Ton angeben. Die Schlappe des Gewerkschaftsflügels bei den letzten Wahlen ist ein Fingerzeig, dass die organisierte Arbeiterschaft – soweit es sie noch gibt – nicht mehr an ihre Organisationen glaubt.

### Rudolf Strahm spricht Klartext

Einzelne sozialdemokratische Vordenker rütteln jetzt, aufgeschreckt durch den elektoralen Sinkflug, auch in der Schweiz an dem Tabu. Alt SP-Präsident Helmut Hubacher hat kürzlich im *Weltwoche*-Interview darauf hingewiesen, dass seine Partei spätestens seit der ausländerkritischen Schwarzenbach-Bewegung in den 1970er Jahren eine realistische Sicht auf das Problem verloren habe. Zu den prominenten

SP-Vertretern, die dieser Tatsache ins Auge sehen und sie auch benennen, gehört der ehemalige Nationalrat und Preisüberwacher Rudolf Strahm. In einem eben erschienenen Sammelband sozialdemokratischer Schweiz-Entwürfe, den SP-Nationalrat Beat Jans und der Schriftsteller Guy Krneta herausgegeben haben, schreibt er: «Die Sozialdemokratie trägt die politischen <Kosten> der Globalisierung, der Migration und der Personenfreizügigkeit am stärksten, weil sie in diesem Prozess die Arbeitnehmerschaft als Wählerbasis verliert.» Längst seien die klassischen SP-Wähler «ins konservative Lager gekippt». In seiner Kolumne im *Tages-Anzeiger* schrieb Strahm, der Verlust der Identität durch die überbordende Migration sei «der Hauptfaktor für das historisch dramatische Einbrechen der Sozialdemokratie in ganz Europa».

In ganz Europa? Als Strahm den Text Ende letzten Jahres veröffentlichte, nahm Mette Frederiksen in Dänemark erst Anlauf. Ihr

---

## Die Chefs blieben immun gegen das Rumoren von unten.

---

überwältigender Wahlsieg scheint die Richtigkeit dieser Diagnose zu bestätigen. Strahm ist denn auch überzeugt, dass die SP Schweiz dringend die Fehler der Schwesterparteien in den Nachbarländern vermeiden müsse, um in der Wählergunst nicht weiter abzusacken.

Die Entfremdung der Partei- und Gewerkschaftsspitze von ihrer Basis ist ein Prozess, der sich über Jahrzehnte hinzog und 2019 im Allzeittief der SP mündet. Schon während der achtundsechziger Bewegung und erst recht bei den Unruhen in den Achtzigern konnten viele traditionelle SP-Wähler mit dem Kurs ihrer Partei wenig anfangen. Sie wechselten in Scharen zur SVP wegen deren nationalistischeren Kurses. Und dies nicht weil, sondern obwohl sich die Volkspartei im Allgemeinen wirtschaftsliberal positionierte. Ein Beispiel dieser Entfremdung bot schon die SVP-Volksinitiative «Überschüssige Goldreserven in die AHV», die von der SP bekämpft, von den Gewerkschaften aber unterstützt wurde. Die international ausgerichtete «Solidaritätsstiftung» fiel bei einem erheblichen Teil der SP-Basis durch, während die nationale AHV-Lösung starken Zuspruch erhielt. Für die Verantwortlichen hätte spätestens die Masseneinwanderungsinitiative ein Weckruf sein müssen, wo eine Mehrheit der Gewerkschaftsmitglieder ein Ja in die Urne legte. Doch die Chefs blieben immun gegen das Rumoren von unten. In einem offiziellen Manifest zur gewerkschaftlichen Migrationspolitik im Auftrag der Unia schrieb Vasco Pedrina noch 2018, die Wiedereinführung eines flächendeckenden Kontingentsystems hätte «einen ganz

grossen Rückschritt» bedeutet. Dass es seine Bützer längst anders sehen, will er nicht wahrhaben.

### Zum Gegenangriff übergehen

In Wirklichkeit begann der Riss zwischen der sozialdemokratischen Elite und dem Fussvolk genau damit, dass die Parteiobere die Errungenschaft des Sozialstaates mit einer Aufhebung der Grenzen verbanden. Es sollte für jede und jeden möglich sein, durch Zuwanderung an den Segnungen unseres Wohlstandes teilzuhaben. Dies aber überforderte die Sozialwerke und führte zwangsläufig zu Vorwürfen des Missbrauchs. Die Zuwanderung etwa der eritreischen Volksgruppe unter Berufung auf den Asylstatus und die daraus resultierende 90-Prozent-Sozialhilfequote bildet den Gipfel dieses Missstandes. Auch die Akademisierung der Ausbildung – von der SP-Beletage massgebend geprägt und geplant – entspricht nicht dem Bildungsverständnis und der beruflichen Erfahrung der traditionell sozialdemokratischen Arbeiterschaft. Schliesslich ist es für diese auch eine Überforderung, wenn die Personenfreizügigkeit mit aller Welt ermöglicht werden soll, um gleichzeitig den Arbeitsmarkt durch «flankierende Massnahmen» wieder weitgehend zu regulieren. Die «Freiheit» beisst sich selbst in den Schwanz.

Die Signale sind deutlich, wenn man sie denn wahrnehmen will. «Ein Grossteil der Gewerkschaftsmitglieder glaubt heutzutage, dass es besser wäre für sie, die Grenzen zu schützen, als zu versuchen, ihre Lohnbedingungen zu schützen», schrieb der Genfer Unia-Chef Alessandro Pelizzari in *Le Temps*.

Nimmt man das ernst, könnte die SP, anstatt ihren Niedergang zu verwalten, zum Gegenangriff übergehen und wieder zu einer eigentlichen Volkspartei wachsen. Sie müsste, wie es Mette Frederiksen in Dänemark vorlebt, zur Einsicht gelangen, dass eine kritischere Beurteilung der Massenmigration und ihrer Folgen keineswegs «fremdenfeindlich» ist. Die Nachteile der Personenfreizügigkeit für 500 Millionen Menschen bestehen nun einmal in einem Verdrängungseffekt von älteren, teureren Arbeitnehmern im Inland, in der Überlastung der Infrastrukturen und in negativen ökologischen Auswirkungen. Fast alle der inländischen Negativschlagzeilen dürften – das wissen auch die SP-Wähler – auf die eine oder andere Weise mit der enormen Zuwanderung in Verbindung stehen: die Stagnation des Pro-Kopf-Wohlstandes, der Lohndruck, die steigenden Mieten, der überlastete öffentliche Verkehr, die Kriminalität, die hohe Erwerbslosenzahl und mannigfache Schwierigkeiten der Volksschule. Wenn die SP diese Probleme beim Namen nennen und praktikable Lösungen vorschlagen würde, wäre sie für die SVP plötzlich wieder eine ernstzunehmende Herausforderung. ○

## Justiz

# Schmuddel-Rap

### Das Bundesgericht rügt das milde Urteil gegen die Musiker, die Natalie Rickli beschimpft haben.



Politikerin Rickli.

Das Obergericht des Kantons Bern muss noch einmal über die Bücher. In einem am Mittwoch publizierten Entscheid heisst das Bundesgericht eine Beschwerde im Fall der Berner Rapper gut, welche die damalige SVP-Nationalrätin und heutige Zürcher Regierungsrätin mit nicht zitierbaren Äusserungen sexuellen Inhalts angegriffen haben («Ricklis Rapper», *Weltwoche* Nr. 5/2019).

Das Obergericht müsse prüfen, ob sich die Musiker neben der Beschimpfung nicht der üblen Nachrede, sondern der Verleumdung schuldig gemacht haben. Die fünf Rapper, die mehrheitlich der Formation «Chaotruppe» angehören, hatten in ihrem Song «Natalie Rickli» behauptet, die Politikerin verdanke ihren Aufstieg sexuellen Gefälligkeiten gegenüber Christoph Blocher und Christoph Mörgeli. Die Berner Oberrichter hielten dies in einer kuriosen Argumentation «nicht für abwegig», denn

---

### Das Obergericht muss prüfen, ob sich die Musiker der Verleumdung schuldig gemacht haben.

---

eine «politische Karriere hänge massgeblich von der Unterstützung der Partei und wichtigen Parteimitgliedern ab». Die Unwahrheit dieser Behauptung könne nicht objektiv nachgewiesen werden. Deshalb seien die Rapper auch nicht der Verleumdung – die immer wider besseres Wissen erfolgt – schuldig zu sprechen. Die Bundesrichter legen hier nun ihr Veto ein.

In einem zweiten Punkt unterlag die Oberstaatsanwaltschaft des Kantons Bern vor dem Bundesbericht. Sie hatte auch eine Bestrafung wegen sexueller Belästigung gefordert. Hierzu meinten die Lausanner Richter, für eine diesbezügliche Verurteilung fehle es am erforderlichen Kriterium der «unmittelbaren Wahrnehmung durch das Opfer». Weil Rickli den Song erst mit der zeitlichen Verzögerung von eineinhalb Jahren gehört habe, sei sie nicht sexuell belästigt worden. Man dürfte sich allerdings nicht wundern, wenn sich die Schmuddel-Rapper aus der linken Szene dadurch ermutigt fühlten. *Philipp Gut*



Politik

## Pensionskassen im Sumpf

Die berufliche Vorsorge gerät unter Druck. Daran schuld sind auch die Pensionskassen selbst. Aussichten auf die kommende Verstaatlichung der zweiten Säule.

Von Silvio Borner

Das Pensionskassensystem ist nicht nur überreguliert, sondern durch die zahlreichen politischen Vorgaben auch überdeterminiert. Das bedeutet, es kommt notwendigerweise zu Widersprüchen zwischen dem obligatorischen und dem freiwilligen Bereich, den Leistungszielen, dem Umwandlungssatz, dem Zinssatz für das Sparen, dem Rentenalter und den Besitzstandsgarantien für die Rentner. Lösungsansätze für die vielfältigen Probleme reichen von einer Senkung des Umwandlungssatzes mit Zusatzrenten bis hin zu einer «Bad Bank» mit SNB-Garantie für alterslastige Rentnerkassen.

Aus marktwirtschaftlicher Sicht wären zwei Stossrichtungen erfolgversprechend: zum einen die Beschränkung des Pensionskassen-Obligatoriums auf die Existenzsicherung statt des unerreichbaren Versprechens der «gewohnten Lebenshaltung». Zum anderen ein Wettbewerb zwischen den Kassen mit freier Wahl für die Versicherten. Beides würde die soziale Absicherung klar vom Alterssparen abtrennen.

Gegen die politische Machbarkeit sprechen aus politökonomischer Sicht allerdings drei Fehlentwicklungen:

**1 — Negativzinsen:** Die offensichtlichste Gefahr ist die Negativzinspolitik der SNB. Sie frisst nicht nur den Versicherten das Kapital weg, sondern enteignet bei konstantem Umwandlungssatz die jüngeren Generationen jedes Jahr um sechs bis sieben Milliarden Franken. Null- oder gar Negativzinsen verzerren auch die Kapitalinvestitionen in Richtung unproduktiver oder blasenanfälliger Anlagen mit wenig Innovationspotenzial. Die rasant steigende Staats- und Unternehmensverschuldung schwächt die Kapitalproduktivität, sprich die Rendite. Die nächste Finanz- und Wirtschaftskrise steht vor der Tür.

**2 — «Volkspensionisten»:** Die zweite Gefahr ist der sich abzeichnende Sieg der linkslastigen «Volkspensionisten». Sie streben seit einem halben Jahrhundert die Verschmelzung der ersten Säule (AHV) und der zweiten Säule (Pensionskassen) an. Damals führten je eine kommunistische und eine sozialdemokratische Volksinitiative zum unheilbaren Geburtsfehler des Obligatoriums für die zweite Säule.

Bereits heute kommt es hier zu einer gesetzeswidrigen (sprich: über den reinen Risikoausgleich hinausgehenden) Umverteilung zwischen den Generationen. Zusätzlich soll als Kompensation für die längst fällige Reduktion des Umwandlungssatzes eine neue Giesskanne zugunsten der Älteren installiert werden. Diese historisch irreversible Unterwanderung der zweiten Säule erfolgt mit ausdrücklicher Zustimmung des Arbeitgeberverbandes und grosser Teile der FDP. Sie öffnet der Fusion von erster und zweiter Säule Tür und Tor.



Alles auf Kosten der Versicherten.

**3 — Mitschuld der Finanzbranche:** Doch es kommt noch schlimmer. Nicht nur Linke und Sozialpartner missbrauchen die zweite Säule politisch, sondern auch grosse Teile der Finanzbranche und selbst der Pensionskassen. Diese sind somit nicht Opfer, sondern Täter der Fehlentwicklungen, die den Wettbewerb ausschalten und geschützte Milliarden-Werkstätten errichten. Der Pensionskassenverband Asip deklarierte 2018 zwar kategorisch: «Im aktuellen Umfeld ist alles daranzusetzen, dass die Pensionskassen weiterhin eigenverantwortlich ihre Aufgaben zum Wohle der Versicherten wahrnehmen können.» Das sind

schöne Worte statt Taten gegen die neue Regulierungswelle, welche das Alterskapital in den Dienst der «Nachhaltigkeit» zwingen will, mit ganz neuen Standards für Umwelt- und Governance-Verträglichkeit (englisch: ESG). Exemplarisch dafür ist ein gemeinsamer Bericht des Wirtschaftsprüfers PWC und des Umweltverbands WWF unter dem Titel «Paradigm Shift in Financial Markets», Paradigmenwechsel auf dem Finanzmarkt.

Dabei geht es um nichts weniger als um die Unterwerfung unter die Uno-Standards ESG und vor allem den diesbezüglichen EU-Aktionsplan. Die propagandistischen und finanziellen Interessen von PWC und WWF passen gut zusammen. Sie schwimmen beide im derzeitigen Mainstream mit und erschliessen ganz neue Geschäftsfelder im Bereich der Regulierungsüberwachung und der gesetzlichen Deklarationspflichten. Das alles auf Kosten der PK-Versicherten. Der Bundesrat, so der Plan, soll nämlich alle Investoren verbindlich zur standardisierten ESG-Berichterstattung und zur Publikation auf einer zentralisierten Plattform verpflichten. Eine ökologische Planwirtschaft ist gefährlicher als eine sozialistische, weil sie moralisch besser verkäuflich ist und bestens organisierte und politisch abgesicherte Sonderinteressen bedient.

Wie soll das unabhängige, kapitalgedeckte und damit risikoausgleichende sowie dezentralisierte und private Pensionskassensystem überleben, wenn es gleich von drei Seiten angegriffen wird? Meine Prognose ist, dass die Pensionskassen in ihrer heutigen Form dem Untergang geweiht sind. Die AHV wird zwar voraussehbar an die Wand gefahren, und doch wird sie nicht so schnell untergehen. Für ihre Rettung wird früher oder später das obligatorische Pensionskassenkapital in den AHV-Fonds zur Existenzsicherung überführt werden. Die Zukunft aller privaten und beruflichen Altersvorsorge über dem Existenzminimum gehört somit der freiwilligen dritten Säule.

Silvio Borner ist Ökonom und war von 1978 bis 2009 ordentlicher Professor für Volkswirtschaftslehre an der Universität Basel.

# Prügelknabe Parmelin

SVP-Bundesrat Guy Parmelin hat ein Image-Problem. Egal, was er tut, er steht am Ende schlecht da, wie jüngst beim Streit um den angeblichen Maulkorb für ETH-Forscher.

Von Hubert Mooser

Einen Monat nach einem Treffen mit der Spitze des Wasserforschungsinstitutes der ETH, der Eawag, gelangte das Memo in die Medien. Eawag-Chefin Janet Hering hielt darin fest, Bundesrat Parmelin habe während dieser Sitzung moniert, man dulde keine Kritik der bundesrätlichen Entscheidungen. Der *Blick* konstruierte daraus die Geschichte, Parmelin wolle den Forschern einen Maulkorb verpassen. Der Wirtschaftsminister dementierte, worauf die Institutsleiterin nachlegte. Für Parmelin resultierte ein Reputationsschaden.

Das passiert dem jovialen Romand nicht zum ersten Mal, besonders seit er das Departement für Wirtschaft, Bildung und Forschung (WBF) übernommen hat. Bauernpräsident Markus Ritter (CVP) meint, es passe halt besonders der Linken und der Wirtschaft nicht, dass ein Vertreter der Landwirtschaft das WBF führe. Es gehe nicht gegen Bundesrat Parmelin, meint der Schwyzer SVP-Nationalrat Marcel Dettling, «sondern gegen die Landwirtschaft. Bundesrat und Nationalrat haben einen Gegenvorschlag zu zwei Initiativen, welche den Pestizideinsatz in der Landwirtschaft verbieten wollen, abgelehnt.» Jetzt seien aber taktische Spielchen im Gange, um über den Ständerat, der sich in der Wintersession damit beschäftigen werde, doch noch einen Gegenvorschlag aufzugleisen, betont Dettling.

## Ständig hinterfragt

Es sind vor allem rot-grüne Kreise, die gegen Parmelin das Feuer schüren. Zum Beispiel die Zürcher Grünliberale und Fraktionschefin Tiana Moser. Jedenfalls kündigte sie nach dem Eawag-Intermezzo via *Blick.ch* sofort einen Vorstoss an. Der Gesamtbundesrat müsse Parmelin zurückpfeifen. Das sei eine nicht tolerierbare Grenzüberschreitung. Parmelin vertrete offenbar primär die Weinbauern, die viele Pestizide verwenden würden, warf sie dem Wirtschaftsminister ohne Beweise vor. Was sie in diesen Vorstoss konkret hineinpacken will, war von ihr nicht zu erfahren, da sie offenbar nur Fragen von Medien beantwortet, die ihr nach dem Maul reden.

Diese Kritik zeigt vor allem auch eines: dass der gelernte Landwirt Parmelin, besonders seit seinem Wechsel ins WBF, unter Generalverdacht steht, er würde zu stark den Bauern zudienen. Das ist wohl auch ein bisschen die Folge eines Fauxpas am Anfang seiner Karriere



Oft im Ring: Wirtschaftsminister Parmelin.

als Bundesrat, als er, damals noch Vorsteher des Departements für Verteidigung, Bevölkerungsschutz und Sport (VBS), an vorderster Front für Steuergeschenke an bäuerliche Grossgrundbesitzer kämpfte. Sein Bruder konnte davon profitieren. Seither ist er der Prügelknabe der Landesregierung.

Bundesrätin Karin Keller-Sutter (FDP) ist gelernte Dolmetscherin und führt das Justizdepartement. Kein Mensch hat ihre Fähigkeiten, dieses Departement zu führen, in Frage gestellt. Bundesrätin Viola Amherd (CVP) kannte die Verteidigungspolitik höchstens

## Kaum ist die Geschichte ausgestanden, bahnt sich die nächste Attacke an.

vom Hörensagen, als sie das VBS übernahm. Das wurde jedoch als grosse Chance gefeiert: Sie werde frischen Wind in das Departement hineinbringen. Bei Parmelin wird dagegen ständig hinter vorgehaltener Hand gemunkelt, er habe höchstens Regierungsratsformat, wie etwa ein Vertreter eines anderen Departementes zu verstehen gibt.

Andere weisen darauf hin, der Wirtschaftsminister habe bisher dem WBF seinen Stempel nicht aufdrücken können. Amherd habe seit

ihrem Amtsantritt mit personellen Entscheidungen im VBS etwas bewegt, Keller-Sutter habe eine Abstimmung über die Anpassungen beim Waffenrecht gewonnen und die Überbrückungsrente für über Sechzigjährige in die Wege geleitet. Sommaruga habe innerhalb von bloss acht Monaten die Politik ihrer Vorgängerin komplett neu aufgegleist. Bei Parmelin falle einem nichts ein zu dem, was er in seinem Departement bisher bewirkt habe.

## Unter Frauen

Das ist auch kein Wunder, denn sobald der Wirtschaftsminister bei einem Geschäft eine Duftmarke setzen will, keifen fast alle im Chor. So wollte er letzten Oktober als federführender Bundesrat die sogenannte Korrektur-Initiative der Allianz gegen Waffenexporte in Bürgerkriegsstaaten ohne Gegenvorschlag zur Ablehnung empfehlen, kam damit aber im Bundesrat nicht durch. Genüsslich wurde sein Scheitern kommentiert. Bei der Pestizid-Initiative setzte sich Parmelin im Bundesrat durch. Konkret: Der Bundesrat lehnte die Pestizid-Initiative ab, weil sie zu weit gehe. Jetzt wird aber Parmelin daraus ein Strick gedreht, weil er öffentlich den Entscheid des Bundesrates verteidigt.

Der *Blick* scheint dabei so etwas wie das Sprachrohr für die systematischen Attacken auf Parmelin zu sein. «Karin Keller-Sutter

darf das Wirtschaftsdepartement (WBF) nicht führen. Guy Parmelin kann ran – obwohl er kaum Englisch spricht. Richten müssen es dennoch Frauen», schrieb das Blatt nach dem Wechsel von Parmelin ins WBF. Und dann wurde erklärt, die sprachgewandte Staatssekretärin Marie-Gabrielle Ineichen-Fleisch sei «die starke Frau» im Wirtschaftsdepartement. Sie werde nun Parmelin ans Seil nehmen. Hat man jemals irgendwo lesen dürfen oder können, die in militärischen Geschäften völlig unbedarfte Amherd sei vom Chef der Armee ans Seil genommen worden? Wenn ja, hätten ein paar Feministinnen sofort einen Sturm der Entrüstung über alle Kanäle losgetreten.

### Charmant und zugänglich

Dabei hätte der Waadtländer Parmelin das Zeug zu einem populären Bundesrat. Er ist charmant, geht auf die Leute zu, kann zuhören. Politiker wie Gewerkschaftsbundpräsident Pierre-Yves Maillard, die ihn noch von der Zusammenarbeit im Waadtland kennen, können es auch gut mit ihm. In den Kommissionssitzungen fällt er im Vergleich mit anderen Bundesräten nicht ab. Im Gegenteil: «Er ist vielleicht nicht ganz so schlagfertig wie Parteikollege Maurer», sagt ein Kommissionsmitglied. Er mache seine Arbeit aber gut. Wer ihn kritisiere, der vergesse vielleicht, wie es unter Johann Schneider-Amman war. Parmelins Handicap ist, dass er, verglichen mit dem Freiburger SP-Bundesrat Alain Berset, in der Deutschschweiz ein Unbekannter geblieben ist – weil er nicht sehr viele Abstimmungskämpfe bestreiten musste.

Aber der Wirtschaftsminister muss sich selber auch bei der Nase nehmen, weil er die Debatten gegen ihn unnötig befeuert – indem er prominent in den Ring steigt, dann jedoch zusätzliche Schläge abbekommt. Seine erste Reaktion auf die Schlagzeile, Parmelin wolle den ETH-Forschern bei der Pestizid-Debatte den Mund verbieten, war ein Konter per verwackelter Twitter-Botschaft; tags darauf gab er dem *Blick* ein Interview. Das letzte Wort hat indessen Hering von der Eawag, die Parmelins Dementi wieder dementierte – wenigstens sah es so aus. Denn gegenüber der *Weltwoche* sagt Hering, Parmelin habe der Eawag kein Rede- verbot erteilt.

Kaum ist die Geschichte ausgestanden, bahnt sich die nächste Attacke an. Diesmal wegen des Präsidiums beim Schweizerischen Nationalfonds (SNF). Parmelin will den früheren Nationalrat Jürg Stahl, einen SVP-Parteikollegen, zum Stiftungsratspräsidenten des SNF küren. Als der Name des Wunschkandidaten vor Wochen durchsickerte, sorgte das bereits für Aufregung. Und so wird wohl auch die offizielle Nominierung von Stahl nicht geräuschlos über die Bühne gehen, vermutet man jedenfalls im WBF. ○

## Migration

# Sieben Sorten Tee

Im neuen Bundesasylzentrum in Zürich herrschten menschenunwürdige Zustände, sagt SP-Stadtrat Raphael Golta. Stimmt das? Von Roman Zeller

Die Betriebsaufnahme – seit Anfang November – «ist nicht gut verlaufen», erklärte SP-Stadtrat Raphael Golta an der Zürcher Gemeinderatssitzung vom 13. November 2019. «Das Bundesasylzentrum Duttweiler erfüllt eine menschenwürdige Unterbringung von Menschen aus dem Fluchtbereich nicht.» Problematisch sei – und er bezog sich auf Hörensagen, besichtigt hat er die Anlage erst im Nachhinein – die Heizungsregulierung,



Yoga- und Tanzstunden: Bundesasylzentrum.

die «knausrige Möblierung», die eine wohnliche Atmosphäre verunmögliche, und das Sicherheitsregime mit massiven Eingriffen in die persönliche Freiheit. Wirklich?

### «Wie bei einem Eishockeymatch»

Trotz rauer Temperaturen lacht die Sonne an diesem Montagnachmittag, als uns drei Mitarbeiter des Bundesamtes für Migration (SEM) begrüßen. Kurz zuvor hat eine junge Frau – sie trug ein knallrotes Kopftuch, dazu einen gleichfarbigen Jupe und eine weisse Bomberjacke – das Asylzentrum betreten, sie zeigte ihre Papiere und durchschritt die Sicherheitstüre. Ohne Kontrolle, nichts. Das sei wie bei einem Eishockeymatch, erklärt der Zuständige des SEM für die Asylregion Zürich. «Die Kontrollen erfolgen situativ, nicht systematisch.» Wichtig sei, dass keine Waffen und Drogen eingeführt würden. «Mit der Zeit kennt man die Leute», die maximal 140 Tage hier wohnten, bevor sie in eine städtische oder Gemeindeeinrichtung kämen. «Personen, mit denen es nie Probleme gab, werden weniger durchsucht.»

Im offenen Innenhof vergnügt sich ein Kind, vielleicht vierjährig, auf der Schaukel. Gepflanzt sind fünf grössere Bäume. Rund um die Vergnügungszone wachsen Kletterpflanzen, die einmal zu *urban gardening* führen sollen, wie der SEM-Mitarbeiter erzählt. «Wir brainstormen

momentan, was wir alles machen wollen.» Sie seien ja noch nicht lange hier. Im Erdgeschoss ist bereits ein Kraftraum eingerichtet, daneben ein Spielraum mit drei *Töggeli*-Tischen sowie ein Musizierzimmer. Es patrouillieren zwei Sicherheitsleute, eine Frau und ein Mann. Kontrollen werden vom gleichen Geschlecht durchgeführt, LGTB-Bewohner könnten sogar wünschen, von wem sie abgetastet werden, so der SEM-Verantwortliche. Ebenso sei die Seelsorge auf die Glaubensrichtung massgeschneidert. Es gibt reformierte, katholische und muslimische Betreuer. Für das Kinderwohl sorgt vor allem ein Spielzimmer, auf dessen Boden Lego-Steine, ein Spielhelikopter und ein rosarotes Trottinett liegen.

Insgesamt gibt es zwei Essbereiche. «Oben im zweiten Stock mit ein bisschen mehr Platz und der hier im Erdgeschoss», erklärt der SEM-Mitarbeiter. Am Anschlag neben der Tür sind verschiedene Unterhaltungsprogramme ausgeschrieben: Yoga- und Tanzstunden für Frauen sowie Deutschkurse für Erwachsene. Kinder besuchen tagsüber die Schule. Drinnen im Esszimmer steht ein Heisswasserbottich, auswählen können die derzeit etwas über hundert – von maximal 360 – Bewohner zwischen sieben Sorten Tee.

Die Raumtemperatur ist angenehm. Die SEM-Mitarbeiterin erklärt: «Das Heizproblem bestand, weil die Türen nicht richtig schlossen. Dadurch ging Wärme verloren.» Der Bauman gel sei aber behoben, so auch in Zimmer 334, das wir besichtigen. Drei Kajütenbetten stehen längs an der Wand, sechs Schlafplätze insgesamt. Die durchsichtigen Fenster würden noch mit Milchglasfolien beklebt, sagt der SEM-Mitarbeiter. Zimmerkontrollen erfolgten ausschliesslich, wenn der Verdacht bestehe, jemand lagere dort unerlaubte Gegenstände. Von Schikane könne keine Rede sein, versichert er. «Ein sicherer Betrieb ist uns wichtig und nicht einfach.» Menschen aus verschiedensten Nationen und Kulturen, alle mit einer tragischen Geschichte – «das kann zu Konflikten führen».

Das bestätigt auch Daniel Bach, Kommunikationschef des SEM. Viele Bewohner, die von der städtischen Halle 9 in Oerlikon ins Bundesasylzentrum umzogen, seien froh über die Sicherheit. «Wenn du als Bewohner nichts Verbotenes dabei hast, dann hast du keine Probleme.» So hätten sie beim Bund ihre roten Linien, alles zum Schutz der Asylbewerber. Dass Zürich derart sensibel reagiert, überrascht Bach.

# Kochender Dildo wird von Lastwagen überfahren

Sibylle Berg schreibt seit Jahren das immer gleiche Buch. Was ist ihr Rezept? *Von Hubert Mooser*

Nun hat sie den Schweizer Buchpreis also doch noch erhalten, die Sibylle Brg. «Brg» steht hier für Berg, so wie der Titel ihres prämierten Werkes «GRM. Brainfuck» für Grime steht, einen in Grossbritannien erfundenen Musikstil. Sie habe gefunden, «GRM» sehe auf dem Buchdeckel besser aus als Grime, sagte die Schweizerin mit ostdeutschen Wurzeln in einer Talkshow. Für die Schreiberin sollen Namen und Worte offenbar nicht bloss schön klingen und grammatikalisch korrekt sein, sie müssen auch noch gut ausschauen. So. Und damit hat sie nun den Schweizer Buchpreis gewonnen – und dann so gehandelt, wie sie es fast immer tut: gekünstelt und geziert. Sagte danke, damit habe sie nicht gerechnet, deshalb habe sie auch nichts vorbereitet. «Scheisse.» Bekam dafür einen höflichen Lacher. Und: Dass sie diesen Preis erhalten habe, sei halt auch ein Zeichen dafür, dass sie in der Schweiz nun akzeptiert sei.

Das Streben nach Akzeptanz dürfte ein grosses Problem sein im Leben der in Zürich lebenden Schriftstellerin. Sonst würde sie das Thema wohl kaum in allen ihren Büchern und Schriften einflechten. Versucht sie deswegen krampfhaft aufzufallen? Zum Beispiel mit ihrer Turmfrisur, die an Marge Simpson aus der Zeichentrickserie «Die Simpsons» erinnert.

Was gibt es über die Autorin zu sagen? Fangen wir mit den Eckwerten an, so wie Brg in «GRM». Ethnie: weiss. Intelligenz: vorhanden. Sexualität: heterosexuell, vermutlich. Konsumverhalten: unbekannt. Interesse: egozentriert. Hobbys: Netflix. Politische Orientierung: wahrscheinlich keine, aber sicher gegen Neonazis. Diagnose: auffällig. Besondere Kennzeichen: Fäkaliensprache. Gewohnheiten: Twittern. Herkunft: Weimar, Stadt von Goethe und Schiller.

## Dr. Jekyll, Mr. Hyde

Und sonst: Ja, da war viel Pech im Spiel, dass sie im Juni 1962 im Arbeiter – und Bauernstaat DDR zur Welt kam, doch keinen Schiller oder Goethe zum Vater hatte, sondern einen Musikwissenschaftler, der sich früh davonschlich. Vielleicht wollte sich die Mutter mit dem Griff zur Flasche über den Verlust hinwegtrösten. Oder war es anders? Hat sich der Vater auf- und davongemacht, weil die Mutter beim Gehen stets «merkwürdigschlingerte»? Auch die alkoholranke Mutter hat sie bis heute offenbar nicht verwunden – abwesende Väter, saufende Mütter, verwaahlte Kinder, das kommt in ihren Büchern immer wieder vor. Für Brgs Ver-



*Weiblicher Houellebecq – aber mit den besseren Sexszenen:* Schweizer Buchpreisträgerin Berg.

hältnisse schon fast liebevoll in ihrem 2006 erschienenen und mit Zeichnungen versehenen Buch «Habe ich dir eigentlich schon erzählt. Ein Märchen für alle». Das ist natürlich kein Märchen, sondern ein Albtraum, in dem sie aber für einmal auf den Einsatz von Spezialeffekten wie «Ficken», «Scheissen», «Schwänze», «Wichsen» et cetera verzichtet. Und es ist wohl Brgs ehrlichstes Buch, weil sie hier über etwas schreibt, von dem sie wirklich eine

Ahnung hat: nämlich über den Alltag von zwei Jugendlichen in der DDR.

Dass sie schreiben kann, gut schreiben kann, steht ausser Frage. Dass sie wahrscheinlich auch so etwas wie Humor hat und nicht bloss ständig «angepisst» ist, was sie durch ihre Schreibe gegen aussen vermittelt, darf man vermuten. Ihr intimes Innenleben zu beschreiben, darin ist Brg eine wahre Meisterin. Das zeigt sie auch im Buch «Der Mann schläft». In

einer Episode lässt sie ihre Protagonistin über das Zusammenleben mit einem Mann sinnieren. «Wenn wir abends im Garten vor dem Haus sassen und diesen Blick auf den See hatten, der ansonsten nur Millionären zustand, oder schlecht über Bekannte redeten, was wir mit grosser Freude taten, und die Zeit wie ein kleiner warmer Niederschlag verging, dann wünschte ich mir zum ersten Mal in meinem Leben, unsterblich zu sein». Da würde einem fast warm ums Herz, folgte nicht ein paar Sei-

---

## Überhaupt tauchen immer einzelne Szenen auf, die man aus Filmen zu kennen glaubt.

---

ten später sogleich der Hammer. Der Leidenschaft, die sie für eben diesen Mann empfand, wohnte körperlich wenig inne. Wie könnte es auch anders sein: Liebe ist für Brg «ficken», etwas, «das wir nur tun, weil wir nicht sterben wollen».

Das ist typisch Brg. Sie ist Dr. Jekyll und Mr. Hyde im rasanten Wechselspiel. Findet sie sich sonst zu langweilig? Man kann sie sich jedenfalls gut vorstellen, wie sie am Fenster sitzt und den Nachbarn beim Leben zuschaut. Oder wie sie es in «Der Tag, als meine Frau einen Mann fand», festgehalten hat: Der Beruf sei bloss ein Zeitvertreib im Warten auf den Tod. Darauf muss man erst einmal kommen. Schreibt sie bloss, weil ihr das Warten auf den Tod sonst zu einförmig vorkommt?

Gnadenlos kann sie auf Berufskollegen losgehen, die sie mit ihren Büchern unbewegt lassen, wie kürzlich, als sie im «Literarischen Quartett» des deutschen Senders ZDF sagte, sie sei vor Langeweile beinahe vom Stuhl gekippt, als sie «Winterbienen» von Norbert Scheuer gelesen habe. Und weshalb? Darauf fand Brg leider keine Antwort. Hat sie das Buch tatsächlich gelesen?

### Gesuchtes Finale furioso

Was ein langweiliges Buch ist, weiss man, wenn man in Brgs Bestseller aus dem Jahre 2015 eintaucht – «Der Tag, als meine Frau einen Mann fand». Darin wird eine haarsträubende Dreiecksgeschichte geschildert, in allen möglichen psychologischen Höhen- und Tiefenlagen. Kurzversion: Eine Frau lernt in den Ferien einen Masseur kennen, der in der Folge ihr Liebhaber wird und bei ihr und ihrem Mann auch noch einzieht, beide bekocht und dann zum Geliebten des Ehemannes mutiert. Der Lover wird als «kochender Dildo» beschrieben. Das ist noch amüsant. Aber die Geschichte kommt nicht vom Fleck – bis auf Seite 253. Von da an überstürzen sich die Ereignisse. Der «kochende Dildo» tritt vor das Haus und wird von einem Lastwagen überfahren. Ein gesuchtes Finale furioso für eine todlangweilige Geschichte. Doch endete nicht auch

der «Der Ghostwriter» von Robert Harris auf diese Art, von Regisseur Roman Polanski später meisterhaft verfilmt?

Überhaupt tauchen in ihren Büchern immer einzelne Szenen auf, die man aus Filmen zu kennen glaubt. Versklavte Kinder im Steinbruch, Invalide im Rollstuhl mit der Geliebten auf den Knien am See. Hat sich die intensive Netflix-Nutzerin ihre Inspirationen teilweise hier geholt? Geholfen hat es jedenfalls nicht viel. Ihre Bücher lesen sich so, als sei ihr seit dem hochgelobten Erstlingserfolg nicht viel Neues eingefallen. «Ein paar Leute suchen das Glück und lachen sich tot» ist ein Buch über Versager, beziehungsgestörte Menschen, schlechten Sex – wie in der Folge alle ihre Bücher. Brg schrieb nicht bloss über das gleiche Thema neue Bücher, sie verwendete auch immer die gleichen Zutaten.

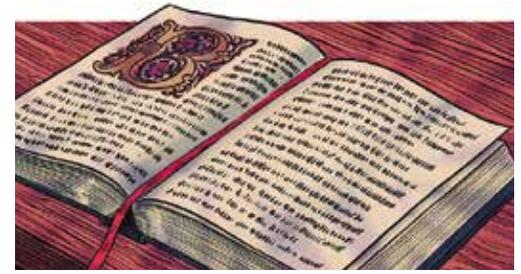
Immer regnet es in Brgs Büchern, rothaarige Männer, häufig mit langen, dünnen Schwänzen, die spitzigen Bleistiften ähneln und einen Knick haben (Letzteres kennt man aus dem Film «Die Hexen von Eastwick»), kommen darin vor, oder Mütter als Alkoholikerinnen, verwahrloste Kinder, Masseur. Die Chinesen sind mal als Touristen, dann als Homosexuelle, in «GRM» als schlechtgekleidete neue Herren der Welt unterwegs.

### Zeitgeistige Obszönitäten

Auch die Struktur ihrer Bücher ist stets die gleiche. Mehrere Figuren beschäftigen sich alternierend mit ihrem Innenleben. In «GRM» darf sogar ein Hirsch über sein Seelenleben nachdenken, bevor er von einem degenerierten britischen Politiker und seinem noch etwas degenerierteren Sohn totgeschossen wird. Natürlich kann man nicht ausschliessen, dass Brg sich die Blockbuster der Filmbranche zum Vorbild nimmt und in endlosen Fortsetzungen immer das Gleiche auftischt, weil sich das ja sehr gut verkaufen lässt – zumal die Leute in ihrem Buch «GRM» als strohdumm, als durch Fake News und Desinformation einfach steuerbar beschrieben werden. Und Obszönitäten auf Papier zu klecksen, entspricht dem Zeitgeist.

Brg hat schnell gemerkt, dass sofort alle Kameras auf sie gerichtet werden, wenn sie «ficken» schreibt und «Scheisse» sagt. Kein Wunder, dass sie sich selber als weiblichen Michel Houellebecq sieht – aber mit den besseren Sexszenen.

Und so wirkt «GRM», als hätten Algorithmen festgelegt, welche Zutaten es braucht, damit das Werk beim Publikum ankommt. Sie selber hat dem noch etwas nachgeholfen. Gerade rechtzeitig hat sie sich öffentlich mit einem Referendum gegen die Überwachung von Sozialbetrügnern durch Sozialdetektive engagiert. Der wachsende Überwachungsstaat, der zum Ende der freien Welt führt, ist ja schliesslich auch das Grundthema ihres Romans. ○



## Die Bibel

---

# Zeit und Ewigkeit

---

Von Peter Ruch

Wenn aber das Vollkommene kommt, dann wird zunichte werden, was Stückwerk ist (1. Korinther 13, 10). Paulus fasst in diesem Satz die Mitte der christlichen Verkündigung zusammen. Die Mitte ist Tod und Auferstehung, und daraus geht eine Unterscheidung im Zeitbezug hervor. Für die christliche Überlieferung ist das Zeitliche vergänglich und hat keinen Bestand. Das Ewige hingegen ist das Bleibende, Unbedingte und Endgültige. Das Zeitliche ist sichtbar und das Ewige unsichtbar. Die Unterscheidung zwischen Zeit und Ewigkeit war in der christlichen Tradition durch das alte Weltbild abgesichert. Wie die Welt vom Himmel überwölbt und von der Hölle gleichsam unterkellert war, so hing sie zwischen Schöpfung und Weltende in den Scharnieren der Ewigkeit. Dieses Weltbild gab viel zu denken und wurde keineswegs gedankenlos hingenommen.

Das Weltbild der Moderne löste die Unterscheidung zwischen Zeit und Ewigkeit auf. Die Ewigkeit entschwand, und als Realität galt ausschliesslich die erfahrbare und messbare Zeitachse. Die Erlösungs- und Paradiesvorstellungen blieben jedoch lebendig und mussten sich auf der gleichen Zeitachse ansiedeln. Sie wurden zu Projekten. Die Versuche, das Vollkommene hinzubekommen, haben indessen nicht zum Ziel geführt. Ihr Ergebnis war oft qualvoll und höllisch. Rot, Braun, Grün, Schwarz – die Farbe mag sich ändern. Was bleibt, ist die Erfahrung, dass das Vollkommene auf der Zeitachse seinen Platz nicht findet. Es darf und soll für alles menschliche Handeln die Richtung anzeigen, so wie der Polarstern in der nächtlichen Wüste Norden anzeigt. Die Erfüllung bleibt jedoch einer andern Seinsweise vorbehalten. Streiflichter des Vollkommenen sind durchaus erfahrbare. Und es gibt hier und jetzt Unsichtbares, das prägt, etwa Liebe, Wahrhaftigkeit oder Vertrauen. Die gedankliche Annäherung an die Ewigkeit schenkt Trost und bewahrt vor Selbstüberschätzung. Und diese ist es ja, welche die grässlichsten Misereen der Geschichte hervorbringt.

Peter Ruch war Pfarrer in drei Gemeinden.

# Die ETH folgt der Mode

Der ETH-Rat hat mitten im Klima-Fieber beschlossen, ein Superinstitut für Umwelt und Nachhaltigkeit zu schaffen. Die im Februar antretende neue Führung wird vor vollendete Tatsachen gestellt. *Von Beat Gygi*

In einem privaten Unternehmen würde das wohl als unfreundliche Handlung einer abtretenden Führung gegenüber den Nachfolgern eingestuft: Ein Verwaltungsratspräsident bringt wenige Monate vor seinem Rücktritt noch rasch ein paar wichtige Geschäfte mit langfristigen Auswirkungen auf den Weg, so etwa eine aufwendige Fusion zweier Sparten zu einer neuen Grossdivision oder das Auswechseln von Personen in einem wichtigen Kontrollgremium. Zudem gerät die Sache durch eine Indiskretion an die Öffentlichkeit. In der staatlichen schweizerischen Hochschullandschaft ist auf höchster Ebene ungefähr das passiert.

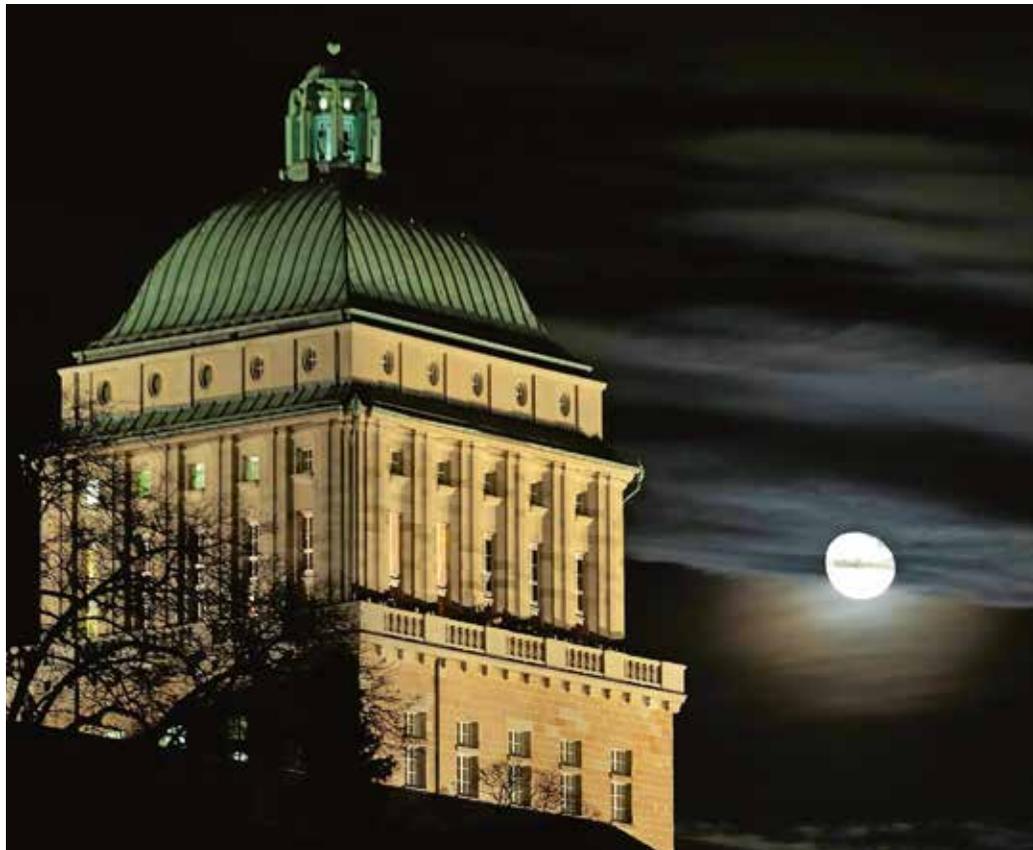
Der ETH-Rat, der den gesamten ETH-Bereich führt und beaufsichtigt, hat unter Interimspräsidentin Beth Krasna kürzlich die Fusion zweier Forschungsanstalten zu einer neuen Grosseinrichtung beschlossen. Am 15. Oktober meldete der *Blick*, der ETH-Rat wolle die beiden Forschungsanstalten Eawag und WSL zu einem Superinstitut zusammenlegen, um einen Betrieb von Weltklasseformat zur Erforschung des Klimawandels zu schaffen. Verwiesen wurde auf Protokolle des Rats vom September, Angestellte der betroffenen Anstalten erfuhren von der geplanten Fusion aus den Medien. Beth Krasna erläuterte sogleich via Interviews die Überlegungen hinter diesem Projekt; die offizielle Medienmitteilung des ETH-Rats dazu kam jedoch mit beträchtlicher Verspätung am 25. Oktober.

## Ohne Nachfolgeregelung

Mit diesem Projekt wurde ein Fuder geladen, das jemand anderes irgendwann nach Hause fahren muss. Krasna hat mit ihren Kolleginnen und Kollegen in einer Phase der allgemeinen öffentlichen Klima-Erregung ein Zeitfenster von ein paar Monaten genutzt, um zur grossen Bewegung auszuholen. Sie hat das Interimspräsidium im vergangenen Mai angetreten und wird das Amt auf nächsten Februar wieder abgeben, wenn Michael Hengartner, heute Rektor der Universität Zürich und Präsident von Swissuniversities, den offiziellen Vorsitz übernimmt. Hengartner wurde vom Bundesrat im Grunde ge-



Michael Hengartner.



Erschütterungen: ETH in Zürich.

nommen als Nachfolger des langjährigen Präsidenten Fritz Schiesser an die Spitze des ETH-Bereichs gewählt. Schiesser ist nämlich nach gut elf Jahren im Vorsitz Ende April dieses Jahres zurückgetreten, ohne dass seine Nachfolge geregelt war.

Hengartner wurde, wie er heute darlegt, nach seiner Wahl von den Verantwortlichen des Rats, der ETH-Schulen und der Forschungsanstalten vorinformiert über die geplanten Vorhaben, bis zu seinem Amtsantritt werde er jedoch nicht in entsprechende Arbeiten einbezogen sein. Da drängt sich die Frage auf: Entspricht das guter Führungsarbeit, wenn das oberste Aufsichtsgremium des grössten Bildungs- und Forschungsapparats des Landes in einer ziemlich kurzen personellen Übergangsphase derart weitreichende Umbaumassnahmen beschliesst und diese erst noch mit dem Modethema Klimawandel begründet?

Hinzu kommt, dass im zehnköpfigen Rat Erfahrung in der Konstruktion grosser Forschungsapparate und bei der Umsetzung von Fusionen nicht sehr ausgeprägt vorhanden ist. Der ETH-Rat ist das strategische Führungs- und Aufsichtsorgan des ETH-Bereichs und er-

arbeitet im Rahmen der Ziele des Bundesrates seine eigene Planung. Der Bereich ist quasi ein Sechserpack, bestehend aus der ETH Zürich, der ETH Lausanne sowie den vier Forschungsanstalten Eawag (Wasserversorgung, Abwasserreinigung, Gewässerschutz), Empa (Materialprüfung), PSI (Paul-Scherrer-Institut, Nuklearforschung) und WSL (Wald, Schnee, Landschaft). Insgesamt geht es um über 32 000 Studierende, gut 22 000 Mitarbeiter, um Jahresausgaben von 3,6 Milliarden Franken und ein Immobilienportefeuille von 7,8 Milliarden Franken (Anschaffungswert). In seiner Führungsarbeit gibt der Rat konkret den einzelnen Institutionen die Ziele vor und teilt ihnen die Bundesmittel zu. Zu diesem Zweck schliesst er mit den beiden ETH und den vier Forschungsanstalten jeweils vierjährige Zielvereinbarungen ab.



Beth Krasna.

Das wird zur brisanten Sache, wenn man die Zusammensetzung des ETH-Rats anschaut: Die Präsidenten der ETH Zürich (Joël Mesot), der ETH Lausanne (Martin Vetterli) und der Chef einer der Anstalten (zurzeit Gian-Luca Bona von der Empa) haben nämlich als vollwertige Mitglieder Einsitz im Gremium. Sie diskutieren und bestimmen also mit, wenn es um Mit-

den Wasser-Bereich hinaus zu verbreitern. Die Anstalt hatte ihre wichtigste Rolle in der Zeit, als es um den Kampf gegen die Gewässerverschmutzung ging. Nun sind die Flüsse und Seen sauber, das Thema Wasser ist weniger brennend, da ist die Ausweitung ins Klima- und Umweltgebiet zusammen mit dem kleinen WSL willkommen.

Die ETH Lausanne ihrerseits hat ein gewichtigeres Problem: Sie braucht mehr Geld, um ihre Kosten zu decken. Die Schule war unter Präsident Aebischer derart stürmisch gewachsen, dass jetzt die Kostenfolgen auf die Rechnung drücken. Die Ausweitung der Einstiegsstellen für Wissenschaftler trieb später die Zahl der festen Professuren in die Höhe. Teuer ist auch die Teilnahme am Human Brain Project der EU-Kommission, um das es nach anfänglicher Hochstimmung stiller geworden ist. Und die mit umfangreichen externen Mitteln erstellten Gebäude schlagen jetzt mit entspre-

## Die ETH Lausanne hat ein gewichtigeres Problem: Sie braucht mehr Geld.

telzuteilungen geht – auch dann, wenn es um die Beurteilung und Überwachung ihrer eigenen Schulen oder Institute geht. Die im Rat vertretenen Repräsentanten der Schulen und der Forschungsanstalten haben es also in der Hand, ihr eigenes Schicksal im ETH-Bereich zu einem guten Teil selber zu bestimmen.

Mesot ist bereits seit 2010 im obersten Gremium, da er vor seinem Antritt des Präsidiums der ETH Zürich (2018) bereits jahrelang als Direktor des Paul-Scherrer-Instituts Einsitz hatte, als Vertreter der Forschungsanstalten. Vetterli ist erst seit 2017 dabei, er vertritt die ETH Lausanne als Nachfolger des legendären Patrick Aebischer, der vorher in seiner 18-jährigen Präsidentenzeit die Lausanner Schule von den Studenten her verdoppelt und in der Forschung noch weitaus stärker expandiert hat. Bona kam als Anstaltenvertreter 2019 in den Rat, als Mesot Präsident der ETH Zürich wurde. Diese Dreiergruppe der operativen Chefs verfügt über einen gewaltigen Informationsvorsprung gegenüber den übrigen Ratsmitgliedern und hat entsprechend grossen Einfluss auf den Kurs des ETH-Rats.

### Stürmisch gewachsen

Dies könnte sich bald ändern, und darin liegt eine mögliche Erklärung für die Eile bei der Fusion von Eawag und WSL, die allerdings noch vors Parlament kommt. Gegenwärtig befindet sich das ETH-Gesetz in Revision, die Vernehmlassung ist abgeschlossen, und laut Angaben des Departements Parmelin wird die Botschaft dazu voraussichtlich schon vor Ende Jahr – früher war von Februar 2020 die Rede – dem Parlament vorgelegt. Es ist zu erwarten, dass eine Änderung der Spielregeln vorgeschlagen wird, um die Distanz zwischen dem strategisch planenden Rat und den beaufsichtigten Schulen beziehungsweise Anstalten zu erhöhen. Konkret ist mit einer Einschränkung des Stimmrechts der Schul- und Anstalten-Vertreter im Rat zu rechnen. Die Gruppe Mesot, Vetterli und Bona dürfte in ihrem Spielraum eingeengt werden, und kurz vorher hat sie jetzt den Umbau zum grossen Klima-Institut vorgespurt, das die «internationale Sichtbarkeit» erhöhen und zugleich zur Lindnerung interner Probleme beitragen soll.

Der Eawag-Führung bringt die Neuausrichtung die Möglichkeit, ihr Tätigkeitsfeld über

chenden Unterhalts- und Mietkosten zu Buche. Die Finanzkontrolle des Bundes hat kritisiert, bei einigen Immobilien erschienen die Renditen für Drittparteien überhöht.

Neben der Lausanner Frage sind im ETH-Bereich immer noch die Erschütterungen spürbar, die der Rat durch die holprig erfolgte Entlassung der Physikerin Marcella Carrolo, durch den Umgang mit Diskriminierungs- und Mobbing-Vorwürfen sowie jüngst durch die mit Nebengeräuschen erfolgte Auswechslung von drei Richtern der Beschwerdekommision hervorgerufen hat. In der heutigen Zusammensetzung und Kompetenzverteilung war seine Führungsarbeit nicht überzeugend. Die Revision des ETH-Gesetzes bietet die Chance, die Verantwortlichkeiten klarer zu regeln, damit der neue Präsident seine Aufgabe im obersten Führungsorgan ernsthaft wahrnehmen kann. ○

## Sprache

### Doof

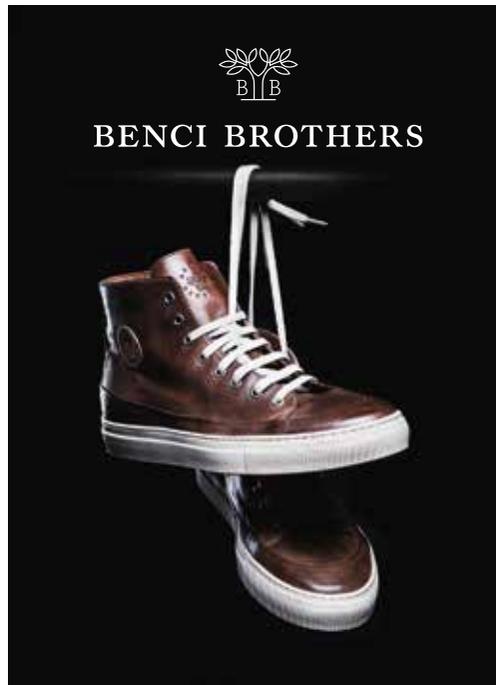
#### Wurdest du zu heiss gebadet, oder hast du Tinte gesoffen?

Ein Zitat, das immer wieder Albert Einstein zugeschrieben wird, in dieser Form aber wahrscheinlich nicht von ihm stammt, lautet: «Zwei Dinge sind unendlich, das Universum und die menschliche Dummheit, aber beim Universum bin ich mir noch nicht ganz sicher.» Jeder kennt irgendeinen Dummkopf. Nennen wir ihn Jemand. Ihm geigen wir jetzt mal die Meinung: Dummkopf ist wirklich ein zu milder Ausdruck für dich, du bist naturblöd, strunzdumm, so dumm, dass dich die Schweine beissen, zu dumm, einen Eimer Wasser umzustossen oder ein Loch in den Schnee zu pinkeln. Du bornierter Dummbbeutel bist nicht ganz richtig im Oberstübchen, kannst ja nicht mal bis drei zählen, das Pulver hast du wahrlich nicht erfunden. Du bildungsresistente Nuss bist dermassen neben der Spur, einfach gaga, ballaballa, du hast doch einen Schatten. Wenn du nicht mit dem Klammerbeutel gepudert bist, weiss ich auch nicht, du denkst nur von der Tapete bis zur Wand. Warte, ich bin noch nicht fertig. Eine Schraube locker hast du, einen Haulweg, einfach nicht mehr alle Latten am Zaun, einen an der Klatsche, einen Sockenschuss, schlicht nicht mehr alle Enten im Teich.

Unser Jemand lässt sich dies natürlich nicht gefallen. Er schlägt zurück und wird, Überraschung, ausfällig: Du rammdösiges Dussel, gscherter, kommst mir gerade recht. Von einer Dumpfbacke wie dir muss ich mich nicht beschimpfen lassen. Du geistiger Tiefflieger bist ja dumm wie Brot, dümmmer, als die Polizei erlaubt, kommst wohl aus Dummsdorf. Du bekackter Bekloppter bist doch schwer von Kappe, kein Kirchenlicht, wenn du verstehst, nicht die hellste Kerze auf der Torte. Ein Denkwerg wie du, ein Hirni, nicht ganz hundert, ein Schwachmat und Dünnbrettbohrer ist einfach grottendoof. Plemplem bist du, meschugge, lass dir das gesagt sein, nicht ganz sauber, dumm wie zehn Meter Feldweg, dumm geboren und nichts dazugelernt. Du bist zu unterbelichtet, zu grenzdebil, um zu begreifen, wie durchgeknallt du bist. Du Gimpel hast doch ein Ei am Wandern, einen Sprung in der Schüssel, nicht mehr alle Tassen im Schrank, einen an der Waffel, nicht mehr alle Kekse in der Dose. Dir brennt wohl der Hut, du hast definitiv einen Stich, ein Rad ab. Wurdest du zu heiss gebadet, oder hast du Tinte gesoffen? Spatzenhirn. Armleuchter. Vollpfosten. Vollhorst.

Noch viele weitere schöne Synonyme gäbe es, aber mir fehlt der Platz. Dumm gelaufen.

Max Wey



# Erdogans langer Arm in die Schweiz

Der türkische Staat weitet seinen Einfluss auf die Muslime in den deutschsprachigen Ländern aus. Kritik am Islam wird als «Islamophobie» abgetan. Ich habe das selbst erlebt und wehre mich dagegen.  
Von Saïda Keller-Messahli

*Die Demokratie ist der Zug, auf den wir aufsteigen,  
bis wir am Ziel sind!*

Recep Tayyip Erdogan entlarvte sich bereits 1998, damals noch als Oberbürgermeister von Istanbul, als er diese Worte aus einem Gedicht zitierte und deutlich zum Ausdruck brachte, welche Agenda er langfristig verfolgt und was er von Demokratie hält. Die Entwicklung der Türkei unter seiner Präsidentschaft zeigt auf, wie ernst es dem «Despoten vom Bosphorus» mit seiner Agenda ist: Ob regimekritische Journalisten, Staatsbeamte – hierbei insbesondere der Justizapparat –, Menschenrechtsaktivisten, Kulturschaffende, Lehrer oder auch ganz einfache Bürger, sie werden willkürlich in Gewahrsam genommen, wenn sie die Autorität des Staatsoberhauptes auch nur ansatzweise anzweifeln, geschweige denn zu bekämpfen versuchen. Darüber hinaus dehnt sich der Einfluss Ankaras auf die muslimischen Gemeinschaften vor allem in den deutschsprachigen Ländern mit deren grosser türkischen Diaspora immer stärker aus. Mittels der türkischen Religionsbehörde Diyanet, die bereits 2008 über einen Etat in der Höhe von 1,8 Milliarden Euro verfügte, welcher in der Zwischenzeit sogar verdoppelt wurde, legt sich der politische Islam des Erdogan-Regimes wie die Fangarme eines Kraken über Europa.

## Gebete aus Ankara

Diyanet bedient sich dabei verschiedener Methoden, wie etwa der Entsendung von Imamen (laut eigenen Aussagen allein in Deutschland eintausend), die für jeweils fünf Jahre hier «operieren». Ebenfalls über die Religionsbehörde in Ankara treibt der umstrittene Islamverband Ditib in Deutschland sein Unwesen. Auch fließen Millionen in den Bau von Moscheen und Bildungseinrichtungen wie Kindergärten und Imamschulen, die für einen politischen und die Werte der Aufklärung ablehnenden Islam eine Basis der Verbreitung bilden.

Der lange Arm Erdogans nimmt auch über die Moscheen in der Schweiz Einfluss, zumal etwa sechzig Imame hierzulande tätig sind, welche ebenfalls direkt von der türkischen Religionsbehörde entsandt wurden und wie in Deutschland in einem Zeitraum von fünf Jahren den politischen Islam predigen – politisch auch deshalb, weil diese Imame nicht nur das Wort Gottes verkünden, sondern auch als Funktionäre des türkischen Staats wirken. Kennzeichnend hierfür ist etwa die Tatsache,



*Gewohntes Feindbild: Krake Erdogan.*

dass diese Imame die Predigten im Vorfeld der Freitagsgebete aus Ankara erhalten, und diese Predigten haben es zuweilen in sich. Als Mitte Oktober die Türkei einen Angriffskrieg – mit Berufung auf ihr angebliches Selbstverteidigungsrecht – auf die syrischen Kurdengebiete startete, erhielten die in den rund sechzig türkischen Moscheen in der Schweiz agierenden Imame eine Predigt, die geradezu als Aufruf zum Dschihad interpretiert werden konnte. In einem in martialischen sowie larmoyanten Tönen gehaltenen Rundumschlag wurde das gewohnte Feindbild heraufbeschworen von den von allen Seiten umzingelten Muslimen, deren Freiheit, Würde und Ehre durch «Terror und Unheil» bedroht werde.

Ebenfalls in gewohnter Manier wurde die Keule der Islamophobie aus der Mottenkiste geholt – die immer wieder bemüht wird, wenn die sachliche Argumentation aggressiver Agitation weicht. Der islamistische Terrorismus hat bei den Menschen im Laufe der Jahre Reaktionen hervorgerufen, die nicht nur natürlich, sondern auch völlig nachvollziehbar sind: Angst und Verunsicherung haben in unserer Gesellschaft Einzug gehalten, und die Furcht vor Anschlägen ist fast überall allgegenwärtig geworden – auch in muslimischen Ländern. Es liegt daher auch in der Natur der Sache, dass viele Menschen Ressentiments gegen Muslime im Allge-

meinen entwickelt haben und dem Islam un-differenziert, ja feindlich gegenüberstehen. Umgekehrt nutzen nicht eben wenige Gläubige, Prediger, Journalisten, Wissenschaftler sowie Politiker bis hinauf zu Staatsoberhäuptern die besonders am politischen Islam ausgeübte Kritik dazu, ganz bewusst und grossflächig das Gespenst einer Islamophobie zu erschaffen und die Kritiker allesamt mit tatsächlichen Islamhassern in einen Topf zu werfen.

## In der EU angekommen

Das jüngste Beispiel ist ein angeblich wissenschaftlicher Bericht zur Islamophobie in Europa («European Islamophobia Report»), den die EU mitfinanziert hat. Darin werden Personen angeprangert, die es gewagt haben, das autokratische System des türkischen Präsidenten zu kritisieren. So zum Beispiel die Menschenrechtsaktivistin, Anwältin und Imamin einer liberalen Moschee in Berlin, Seyran Ates, die Islamforscherin Susanne Schröter, der Psychologin und Initiatorin von Projekten gegen Radikalisierung und Unterdrückung in der islamischen Gesellschaft Ahmad Mansour sowie der liberalen islamischen Theologin Mouhanad Khorchide. Seyran Ates, die wegen Drohungen von Islamisten schon lange unter Polizeischutz steht, wird von den Berichtsaufstellern Farid Hafez und Enes Bayraklı als

«zentrale Figur im Islamophobie-Netzwerk» bezeichnet. Im Gegensatz dazu fordert der Präsident der Initiative Liberaler Muslime Österreich, Amer Albayati, dass die öffentliche Hand die Finanzierung dieses «Propagandawerks Erdogans» zukünftig einstellt.

Der Report von Hafez und Bayrakli stiess selbst beim österreichischen Aussenministerium auf Widerstand, das «die Schlussfolgerungen und Methodologie des Berichts klar ablehnt». Offenbar erkennen nun auch Teile des Europäischen Parlaments die Problematik des Berichts, zumal der Fraktionsvorsitzende der Europäischen Volkspartei Manfred Weber erklärte, dass «es eine künftige Finanzierung nur geben kann, wenn die Vorwürfe restlos ausgeräumt werden».

Im Rahmen einer von der türkischen Religionsbehörde Diyanet und ihrem deutschen Ableger Ditib organisierten Islamkonferenz wurden Anfang Jahr neben zahlreichen

## Seriöse und legitime Kritik am Islam ist nicht gleichzusetzen mit Islamophobie.

Vertretern der islamistischen Muslimbruderschaft auch zwei Herren aus der Schweiz nach Köln eingeladen: Montassar Benmrad, Präsident der Föderation Islamischer Dachorganisationen Schweiz (FIDS) und Repräsentant von Moscheevereinigungen von Genf bis Kreuzlingen. Der andere Gast, Abdullah Kasapoglu, fungiert als Vertreter der türkischen Version der Muslimbruderschaft Milli Görüs («Nationale Sicht») in der Schweiz.

Das deutsche Bundesamt für Verfassungsschutz attestierte Milli Görüs ein antidemokratisches Staatsverständnis. An dieser Konferenz, zu der notabene auch die Verfasser des «European Islamophobia Report», Farid Hafez und Enes Bayrakli, eingeladen waren, wurde deutlich, wie sehr die Türkei mit wichtigen Akteuren der Muslimbruderschaft in Europa gemeinsame Sache macht. Die Unterscheidung in Diyanet-Moscheen und solche von Milli Görüs ist rein theoretischer Natur geworden. In der Schweiz sind von den zirka sechzig türkischen Moscheen etwa zwanzig Milli Görüs zuzuordnen, doch alle verfolgen die Strategie Erdogans, den Einfluss auf die in Moscheen und Verbänden organisierte türkische, ja muslimische Community in der Schweiz voranzutreiben. Ich werde selbst im EU-Report erwähnt und werde den Vorwurf der Islamfeindschaft nicht auf mir sitzen lassen.

Denn seriöse und legitime Kritik am Islam ist nicht gleichzusetzen mit Islamophobie. Wer das zulässt, macht gemeinsame Sache mit den Islamisten.

Saïda Keller-Messahli ist Gründerin des Forums für einen fortschrittlichen Islam, Autorin und Publizistin.

## Wirtschaft

# Kühler Kopf beim Klima

Wie kann die Geldpolitik den Klimawandel bekämpfen?

Um diese Frage ist eine weltweite Debatte entbrannt. Im Brennpunkt ist auch die Nationalbank. Deren Reaktion fällt erfrischend nüchtern aus.

Erst einen Monat ist Christine Lagarde im Amt, und schon definiert sie den Auftrag der Europäischen Zentralbank (EZB) neu. Der Klimawandel sei ein «makro-kritisches Risiko» für die Wirtschaft, das nach dem Eingreifen der Zentralbank rufe. Infolgedessen will die EZB-Chefin in Zukunft die Investitionen in fossile Energieträger zurückfahren. Das EZB-Anleihenprogramm, soeben wieder aufgenommen, bekommt einen grünen Anstrich.

Ähnlich tönt es bei der Schwedischen Reichsbank. Man habe aus klimatischen Gründen die Staatsanleihen kanadischer Provinzregierungen verkauft, welche im Ölsandabbau engagiert seien, so die Notenbank kürzlich.

Einen feinen Sinn für Ironie beweist die norwegische Zentralbank, welche den riesigen Staatsfonds des Landes verwaltet, in den die reichhaltigen Einnahmen des Landes aus seinen Ölreserven fliessen. Auch sie, ausgerechnet, kündigte im Frühling an, nicht mehr in Erdöl und Erdgas zu investieren.

Auch in der Schweiz häufen sich die Stimmen, welche die Schweizerische Nationalbank (SNB) auf einen grünen Pfad zwingen wollen. Geht es nach Nichtregierungsorganisationen (NGOs) und linken Politikern, soll auch die SNB möglichst schnell alles aus ihrem fast eine Billion Franken umfassenden Investment-Portfolio entfernen, was mit Kohlenstoff zu tun hat. Die Aktivistengruppe Alliance Sud verbreitete vor nicht allzu langer Zeit, die Investments der Nationalbank «tragen zu einem katastrophalen Temperaturanstieg um 4–6 Grad bei». Und SP-Nationalrat Cédric Wermuth klagte auf Twitter: «Die SNB hat überhaupt nichts verstanden.»

### So wenig Einfluss wie möglich

Die SNB aber gibt sich von alledem erfrischend unbeeindruckt. Direktoriumsmitglied Andréa Mächler wird vom Schweizer Fernsehen sinngemäss zitiert, die Klimapolitik sei keine Aufgabe der SNB. Und in Reden des Direktoriums heisst es, die Klimarisiken, welche «in der Schweiz die Stabilität der Wirtschaft und des Finanzsystems beeinflussen könnten», seien derzeit lediglich «mässig». «Einzelne Sektoren oder Unternehmen zu fördern», gehöre «nicht zum Auftrag der SNB».

Wollte man die SNB konsequent vom Kohlenstoff befreien, so hätte man einiges zu tun. Ihre Fremdwährungsanlagen sind derzeit fast 800 Milliarden Franken wert. Davon sind 80 Prozent in Anleihen (hauptsächlich Staats-



Mit ruhiger Hand: Mächler (l.), Jordan.

anleihen) und 20 Prozent in Aktien investiert. Bei den Aktien verfolgt die SNB das Ziel, so wenig Einfluss wie möglich auf die Märkte zu nehmen. Dies, indem sie möglichst indexnah investiert, sprich in ihrem Portfolio die Aktien gemäss ihrem Gewicht an den Märkten kauft und verkauft. Und der Energiesektor ist nun einmal ein wichtiger Bereich der globalen Aktienmärkte.

Meidet ein Grossinvestor wie die SNB eine ganze Branche, dann hat dies einen Einfluss auf die Preise. Auch müsste die SNB dann auf andere Sektoren ausweichen, etwa auf die Technologietitel, wo sie schon heute – trotz ihrer passiven Anlagestrategie – als einer der wichtigsten Investoren angesehen (und kritisiert) wird.

Sowieso: Sollten die fossilen Energieträger tatsächlich keine Zukunft haben, dann werden sich die entsprechenden Preissignale an den Börsen einstellen, ganz ohne dass die SNB auf das Gas- oder Bremspedal drückt. Insofern ist die klimapolitische ruhige Hand ein Bekenntnis dazu, dass auch die Nationalbank nicht allwissend ist und keine eigenen, überlegenen Informationen über das Weltklima und die Zukunft der Energieversorgung hat. In einer Zeit, in der immer mehr Investoren, zumal öffentlich-rechtliche, vor dem politischen Druck der NGOs einknicken, ist dies ein wohlthuendes Signal. Florian Schwab

# Wie man das Volk aushebelt

Vor siebzig Jahren setzte sich das Volk gegen den autoritär regierenden Bundesrat zur Wehr und beendete das Notstandsregime. Stehen wir wegen der Klimafrage vor einer Rückkehr des Notrechts? Von Katharina Fontana



Der Ruf nach autoritärem Handeln kommt für einmal von unten: Schweizer Grenzpatrouille 1939.

Die Schweiz ergrünt. Das eidgenössische Parlament ist daran, eine Flugticketabgabe einzuführen, Ölheizungen schrittweise zu verbieten und Benzin und Diesel zu verteuern. Damit soll die Schweiz ihren Nanoteil zur Rettung des Weltklimas beitragen. Auch in den Kantonen und Städten ist man an der Arbeit und überlegt sich, eine Pflicht zur Begrünung von Hausfassaden zu schaffen oder den Einsatz von Laubbläsern zu verbieten.

Eine andere Frage ist, was passiert, wenn die Bevölkerung trotz aller Klima-Appelle und Untergangsszenarien beim raschen ökologischen Umbau nicht mitmachen sollte, weil ihr das Ganze vielleicht zu schnell geht oder zu teuer vorkommt. Darf sie das noch? Oder gelten beim Klima andere Regeln? Die Frage drängt sich auf, weil mittlerweile nicht mehr nur umweltbewegte Kreise, sondern auch Politiker ganz ungeniert von «Klimanotstand» reden und damit gezielt einen Begriff einsetzen, der mit der Demokratie auf Kriegsfuss steht. Schon heute lebt ein Gutteil

der Schweizer Bevölkerung – ohne sich dessen wohl immer bewusst zu sein – in Gebieten, die den ökologischen Notstand ausgerufen haben. So zählen beispielsweise Basel, Luzern, Neuenburg oder die Waadt zu den Notstandsgebieten, jüngst hat sich Genf dazugesellt. Hinzu kommen etliche Städte, Städtchen und Gemeinden von Thun über Delémont bis Köniz. Die Schweiz selber hat als Land noch nicht offiziell den «Klimanotstand» ausgerufen, anders als etwa Grossbritannien, Irland, Frankreich, Portugal, Kanada oder Argentinien. Ein entsprechender Vorstoss steht allerdings auf der parlamentarischen Agenda. Zudem hat der Begriff auch unter der Bundeshauskuppel schon Einzug gehalten. Die Grünen etwa stellen ihre Umweltvorstösse reihenweise unter den Titel «Klimanotstand».

Dieser Sprachgebrauch kommt nicht von ungefähr. Zwar wird von den Promotoren des «Klimanotstands» versichert, dass man damit keinen echten Notstand meine und keine

eigentlichen notrechtlichen Massnahmen legitimieren wolle. Allerdings weiss jeder Jurist, dass unklare Begriffe trickreich sind, weil man sie so auslegen kann, wie es einem am besten passt. Und gerade wenn es um Notstand und Notrecht geht, ist Begriffswirrwarr nicht angebracht, handelt es sich dabei doch um nichts weniger als um die Befugnis des Staates, von Verfassung und Gesetz abzuweichen und das zu tun, was er für nötig ansieht.

## «Zu Tode demokratisieren»

Die Schweiz hat in ihrer Geschichte mehrmals Erfahrung gesammelt mit Notrecht, und nicht nur gute. Das zeigte sich beispielhaft in den Vollmachtenbeschlüssen im Ersten und Zweiten Weltkrieg, mit denen der Bundesrat ermächtigt wurde, alle Massnahmen zu ergreifen, die für die Sicherheit, Integrität, Neutralität und die Sicherung des Lebensunterhaltes der Schweiz nötig waren. Die Landesregierung machte von ihren umfassenden Kompetenzen reichlich Gebrauch, erliess während des Zweiten Weltkriegs Dutzende Bundesgesetze und Hunderte Notverordnungen, die weit in den Alltag der Bevölkerung eingriffen. Und sie fand derart viel Gefallen an ihrer Macht, dass sie sie auch nach dem Krieg beibehalten und nicht zur demokratischen Staatsform zurückkehren wollte. Der Bundesrat handle im Landesinteresse, wurde beschwichtigt, und es sei unnötig, Parlament und Volk zu bemühen.

Auch das Parlament hatte sich in diesem Notstandssystem gut eingerichtet und hielt es nach Kriegsende nicht für angebracht, das Volk wieder mittels Referenden mitbestimmen zu lassen. «Es ist gerade auch bei uns eine Gefahr, die Demokratie allzu stark totalisieren zu wollen», warnte der katholisch-konservative Nationalrat Karl Wick in einem Votum 1948. Und gab zu bedenken, «dass man einen Staat schliesslich auch zu Tode demokratisieren kann.» Aus der Lehre hingegen kam vehemente Kritik am Notstandsregime, vor allem von Staatsrechtsprofessor Zaccaria Giacometti. Er bezeichnete das Vollmachtenregime als undemokratisch und antiliberal. Es stelle einen «illegalen Notsteg dar», der die freiheitliche Schweiz in einen «totalitären Exekutivstaat» überleiten könne. Das Volk musste 1949 die Rückkehr zur Demokratie mit einer Volksinitiative erzwingen. Man weiss nicht, wie die Schweiz heute aussehen würde, wenn sich das Volk seine Befugnisse nicht zurückgeholt hätte – vielleicht wäre sie autoritär regiert.

Die Erfahrung zeigt also, dass sich die Staatsführung sehr schnell an Notrecht gewöhnen kann und das Volk einen massiven Souveränitätsverlust gewärtigen muss, selbst in einer gestandenen Demokratie wie der Schweiz. «Souverän ist, wer über den Ausnahmezustand entscheidet», sagte denn auch der streitbare deutsche Staatsrechtler Carl Schmitt. Auch in den letzten Jahrzehnten beschritt der Bundesrat immer mal wieder gerne den Notweg. Beispiele aus der jüngeren Vergangenheit sind das Swissair-Grounding 2001, die vom Bundesrat eigenmächtig beschlossene Rettung der UBS im Jahr 2008 oder die Vernichtung der Akten im Fall der Ingenieursfamilie Tinner.

Beim Parlament und in der Bevölkerung kam dieses eigenmächtige Vorgehen nicht immer gut an: Der Bundesrat mache inflationären Gebrauch von Notrecht, hiess es, er kürze die demokratischen Prozeduren willkürlich ab. Die Regierenden zeigten sich unbeeindruckt: Die Welt nehme eben keine Rücksicht auf die ordentlichen Verfahren der Schweizer Demokratie, konterte etwa der damalige Bundesrat Pascal Couchepin in einem Interview. Dasselbe lässt sich natürlich auch vom Klima sagen: Es wandelt sich und nimmt dabei keine Rücksicht auf die ordentlichen Verfahren der Schweizer Demokratie. Nach dieser Logik kann der «Klimanotstand» schnell zum Einfallstor für autoritäre staatliche Eingriffe werden.

Auch die Justiz beschäftigt sich mit der Rolle des Staates als Klimaschützer. In der Schweiz haben die Klimaseniorinnen, eine Gruppe von älteren Umweltschützerinnen, nach dem Vorbild ausländischer Aktivistinnen den Bund verklagt, weil er zu wenig gegen die Erderwärmung unternehme; gerade für ältere Frauen steige bei Hitzeperioden das Risiko, zu erkranken und frühzeitig zu sterben. Der Bund verletze damit das Recht auf Leben sowie die Europäische Menschenrechtskonvention. Das Bundesver-

---

### Der «Klimanotstand» kann schnell zum Einfallstor für autoritäre staatliche Eingriffe werden.

---

waltungsgericht hat den Klimaseniorinnen einen Korb gegeben, weil es ihnen am schutzwürdigen Interesse fehle. Nun liegt ihre Beschwerde beim Bundesgericht.

Man mag das Vorgehen der Klimaseniorinnen und ihre Klimaklage für befremdlich halten. Doch die Gruppe hat durchaus Fürsprecher. So etwa Johannes Reich, Professor für Öffentliches Recht, Umweltrecht und Energierecht an der Universität Zürich, der für die Klimaseniorinnen eine Lanze bricht und in einem kürzlich veröffentlichten Beitrag die Meinung vertritt, dass die Demokratie bei der Bewältigung des Klimawandels an ihre Gren-

zen stossen könne. Die existenziellen Herausforderungen des Klimawandels könnten zwar nicht primär Gerichte bewältigen, so Reich, doch werde die Justiz nicht umhinkommen, sich mit diesem Thema zu befassen.

### Totaler Etatismus

Egal, wie man zur Klimafrage steht und ob man den weit in die Zukunft ausgreifenden düsteren Szenarien von Umweltaktivisten oder Wissenschaftlern glaubt: Es ist ein staatspolitisches Alarmzeichen, wenn der Ausnahmezustand zum Normalzustand erklärt wird. Wer das tut, will moralisieren und Dissens und Kritik ausschalten. Man muss kein Verschwörungstheoretiker sein, um zu erkennen, dass mit dem «Klimanotstand» letztlich der Boden dafür bereitet wird, dass der Staat, politisch und juristisch, allein entscheiden kann: Klimaschutz braucht man nicht mehr demokratisch zu verhandeln, sondern er kann obrigkeitlich angeordnet werden. Noch ein anderer Aspekt stimmt bedenklich: Der Ruf nach autoritärem Handeln kommt für einmal nicht von oben, sondern von unten. Es ist die Klimabewegung, die an den Staat appelliert und ihn zum harten Durchgreifen auffordert. Es sind die Jungen, die von der Führungselite Lenkung, Bevormundung und Verbote fordern – kurz: den totalen Etatismus. Wenn das nur gutgeht. ○

# Domain Privacy\*

- \* Ohne kann jeder sehen, wer sich hinter einer .ch-Domain verbirgt. Mit Domain Privacy versteckt Hostpoint diese Angaben vor Gwunderfitzen hinter einer neutralen Fassade.

# Soll ihn der Teufel holen

Seine Feinde haben die hypnotisierende Fähigkeit, Sünden zu Verbrechen zu erklären. Warum US-Präsident Donald Trump trotzdem nicht des Amtes enthoben wird. Und welche Ziele die Demokraten mit ihrem Politspektakel tatsächlich verfolgen. *Von Urs Gehrig*

Der Startschuss war kaum gefallen, doch für die meisten Berichtersteller war es längst klar: «Es gibt kaum noch Zweifel, dass der US-Präsident sein Amt missbraucht hat», postulierte der *Spiegel*. «So erdrückend» seien die Beweise. Und die *NZZ* kommentierte: «Trumps Machtmissbrauch ist offensichtlich – wenn man ihn sehen will.» Mit anderen Worten: Sind die Vereinigten Staaten ein Rechtsstaat, der den Namen tatsächlich verdient, muss der Mann im Weissen Haus demnächst seine Koffer packen.

Seit letztem Mittwoch wird im US-Kongress die öffentliche Impeachment-Untersuchung durchgeführt. Unter der Regie von Adam Schiff, Chefermittler der Demokraten, werden Zeugen aufgeboten. Aufgetreten sind bislang Diplomaten und Staatsdiener, die «in keiner Weise parteiisch» seien, wie sie eindringlich betonen, vielmehr ihrem Gewissen folgen, die Öffentlichkeit über das Verhalten eines Präsidenten zu unterrichten, das sie «schockiert» und «abgestossen» habe.

## Vom Hören und Sagen

Was die Zeugen detailreich zu schildern wissen, ist wenig erbaulich: Präsident Trump sei es wichtiger gewesen, Dreck gegen seine politischen Konkurrenten zu sammeln, als bitter nötige Hilfe für die Ukraine zu leisten. Er habe Militärhilfe von über 400 Millionen Dollar für den von den Russen drangsalierten US-Verbündeten blockiert. Er habe vom neuen ukrainischen Präsidenten Wolodymyr Selensky Ermittlungen gegen den ehemaligen US-Vizepräsidenten Joe Biden und dessen Sohn eingefordert. Zwischen den verlangten Ermittlungen und den US-Zahlungen habe es eine direkte Verbindung gegeben. Ein Quidproquo also, nach dem Prinzip «Eine Hand wäscht die andere». Und all das zum persönlichen Nutzen des Präsidenten. Da Joe Biden für ihn in den nächsten Präsidentschaftswahlen ein ernsthafter Konkurrent sei. Lupenreiner Machtmissbrauch also.

Diese Vorwürfe waren zwar längst bekannt. Doch aus dem Munde der blassen, absolut integer auftretenden Bürokraten, so das Kalkül der Demokraten, würden sie den Fall Trumps endlich beschleunigen. Nach dem Motto: Der Teufel soll ihn holen. Und wenn der zaudert, helfen wir ihm kräftig nach.

Doch bald wurde klar: Was die Zeugen vortragen, sind keine Sprengsätze, nicht einmal Knaller. Es waren Anschuldigungen dem Hörensagen nach gemäss dem Schema: «X sag-

te, er habe gehört, dass Y mitbekommen habe, wie Z in einem Gespräch gesagt habe, dass...»

«Und Sie sind der Kronzeuge?», fragte der Republikaner Jim Jordan nach dem Auftritt des derzeitigen US-Botschafters in der Ukraine, William Taylor. Gebetsreime seien einfacher zu verstehen als Taylors Konvolut von Namen und Gesprächen und Daten. Es half wenig, dass Taylor umgehend erklärte: «Ich selbst sehe mich nicht als Kronzeugen für irgendetwas.» – «Aber sie» – die Demokraten – «tun es», konterte Jordan.

## «Vier sehr, sehr strenge Kriterien»

Doch was, wenn im Zuge der Anhörungen statt dem bisherigen Hörensagen handfeste Beweise für ein Quidproquo vorgelegt werden? «Das spielt keine Rolle», sagt Alan Dershowitz, einer der bekanntesten Juristen der USA, im Gespräch mit der *Weltwoche*.\* «Wenn es eine Tonbandaufnahme von Trump gäbe, auf der man ihn [zum ukrainischen Präsidenten] sagen hören würde: «Ich werde Ihnen kei-

## Was die Zeugen vortragen, sind keine Sprengsätze, nicht einmal Knaller.

nen einzigen Penny geben, es sei denn, Sie öffnen eine Untersuchung, die mir hilft, die nächste Wahl zu gewinnen», wäre das eine gravierende politische Sünde, aber es wäre kein Verbrechen.» Und eine politische Sünde rechtfertige in keiner Weise die Amtsenthebung eines amerikanischen Präsidenten.

Dershowitz ist Autor von «The Case Against Impeaching Trump». Das Buch habe er ursprünglich als Verteidigungsschrift für Hillary Clinton geschrieben, als unter Republikanern Stimmen laut wurden, man solle sie im Falle ihres Wahlsiegs des Amtes entheben. Das Einzige, was er geändert habe, sei der Name auf dem Cover, so Dershowitz, der selbst keiner Partei angehört.

Was ist gemäss der Verfassung ein Verbrechen, das eine Amtsenthebung des Präsidenten rechtfertigt? «Auf dem Verfassungskonvent 1787 fand darüber eine heftige Debatte statt», sagt Dershowitz. Eine Gruppe von Menschen wollte, dass Missstände in der Regierungsführung (*maladministration*) zur Amtsenthebung reichen. «Das wurde abgelehnt. Der Verfassungsvater James Madison sagte, er wolle Amerika nicht zu einer europä-

ischen parlamentarischen Demokratie machen» – in der ein Premierminister durch ein Misstrauensvotum des Parlaments abgesetzt werden kann. «Die Vereinigten Staaten sind eine Republik. Eine Republik hat einen starken Präsidenten» – der vom Volk direkt gewählt wird. «Madison wollte nicht, dass der Präsident nach dem Willen des Kongresses regiert.»

Anders formuliert: Die Wahl des Präsidenten ist das höchste politische Gut eines Amerikaners. Setzt man einen Präsidenten ab, erklärt man die Stimmen von Millionen und Abermillionen Amerikanern für null und nichtig.

Donald Trump ist erst der vierte Präsident, gegen den das US-Repräsentantenhaus Impeachment-Untersuchungen beschlossen hat. Die Amtsenthebung ist die Ultima Ratio. Entsprechend hoch sind die Hürden. Die Gründerväter, so Dershowitz, hätten «vier sehr, sehr strenge Kriterien» für eine Amtsenthebung eingeführt: Verrat, Bestechung oder andere schwere Verbrechen und Vergehen.

Bei den Impeachment-Untersuchungen gegen Richard Nixon und Bill Clinton standen tatsächlich Verbrechen im Zentrum der Anklagen. Clinton log unter Eid über sein Verhältnis zu Monica Lewinsky. Nixon hatte einen Raubüberfall angeordnet. Dagegen wirkt der Vorwurf gegen Donald Trump – Amtsmissbrauch – reichlich schwach.

Kaum hatte das Hearing begonnen, erlitt die wacklige Beweisführung der Demokraten einen weiteren, herben Dämpfer. Der ukrainische Aussenminister Wadim Pristaiko verkündete vor der Presse: «Ich habe nie eine direkte Verbindung zwischen Untersuchungen und Sicherheitsunterstützung gesehen.» Spätestens jetzt war der Anklagepunkt Quidproquo tot.

## Strategiewechsel der Demokraten

Wie dünn es um die Beweislage gegen Trump steht und wie stark das Impeachment-Verfahren politisch motiviert ist, zeigte die Fokusverschiebung am zweiten Tag der Anhörung. Wochenlang war das angebliche Quidproquo der Goldstandard für Trumps Entfernung aus dem Amt. Plötzlich hörten die Demokraten auf, davon zu sprechen. Nun sprachen sie von «Bestechung» (*bribery*).

Wie die *Washington Post* herausfand, erfolgte der Strategiewechsel, «nachdem das Democratic Congressional Campaign Committee in den letzten Wochen Umfragen bei Fokus-

gruppen durchgeführt hatte» (Fokusgruppen sind eine Art Gruppendiskussion, die oft in der Marktforschung eingesetzt wird. Mit offenen Fragen wird die Tauglichkeit von Ideen, Konzepten und Produkten getestet.) Die demokratischen Auguren wollten vom Wahlvolk in hartumstrittenen Regionen wissen: «Was klingt schlimmer: Quidproquo, Erpressung oder Bestechung?» Die Mehrheit meinte, Bestechung sei am verheerendsten.

Im Gegensatz zum elitären lateinischen Ausdruck ist «Bestechung» ein Begriff, unter dem sich alle etwas vorstellen können. Allerdings ist er so schwammig, dass er rasch ins Vage abdriftet, wenn man ihn juristisch festlegen will. Wie sich alsbald zeigen sollte.

### Einsturz in dreissig Sekunden

Am Freitag war die ehemalige Botschafterin in der Ukraine, Marie Yovanovitch, im Zeugenstand. Der demokratische Chefermittler Adam Schiff führte sie mit samtener Stimme durch die «Abscheulichkei-

ten», die der Präsident angeblich begangen habe. Kaum hatte sie ihren Marathon abgeschlossen, zerstörte der Republikaner Chris Stewart innert weniger Sekunden das Gebilde, das die Demokraten mit ihr stundenlang kunstvoll aufgebaut hatten.

Stewart stellte der von Trump abgesetzten Botschafterin jene zwei Fragen, die allen auf der Zunge brannten: «Haben Sie Informationen darüber, dass der Präsident der Vereinigten Staaten Bestechungsgelder angenommen hat?»

Yovanovitch: «Nein.»

Stewart: «Haben Sie Informationen über kriminelle Aktivitäten, an denen der Präsident der Vereinigten Staaten beteiligt war?»

Yovanovitch: «Nein.»

«In 30 Sekunden erhielt #RepChrisStewart die Antworten, die Hausdemokraten 7 Stunden damit verbracht haben, zu vermeiden», frohlockte das Weisse Haus auf Twitter.

Dessen ungeachtet klammern sich die Demokraten an den Anklagepunkt Bestechung. In einem Interview erklärte Schiff, dem Begriff Bestechung sei zu der Zeit, als die Verfassung geschrieben wurde, eine «viel breitere» Bedeutung zugeordnet worden, als man heute der Auffassung sei. Er beinhaltete den «Bruch des öffentlichen Vertrauens», indem man sich einen persönlichen Vorteil verschaffe, statt dem Wohle der Nation zu dienen.

Jonathan Turley, Juraprofessor an der George Washington University, widerspricht: Die Geschichte stütze Schiffs Sicht nicht. «Tatsächlich gab es während des Verfassungskonvents darüber einen Disput», so Turley am National Public Radio (NPR). Doch eine breit gefasste Definition «wurde abgelehnt». Turley sagt voraus: «Wenn sie» – die Demokraten – «ihre Anklage auf der Basis von Bestechung aufbauen, wird das ihren Fall aus konstitutioneller Sicht dramatisch untergraben.» Es wäre, so fügte er an, die schmalste Grundlage eines Impeachments in der Geschichte der USA.

### Publikum schläft ein

Die Demokraten scheinen genau zu wissen, dass Trumps Scheiterhaufen, den sie seit Monaten sorgfältig aufschichten, kein Feuer fängt.



«Und Sie sind der Kronzeuge?»: Donald Trump, der 45. Präsident der Vereinigten Staaten.



## Inside Washington

### Star der Stunde

Ein 37-jähriges Wunderkind mischt die Vorwahlen der Demokraten auf.

Quizfrage: Welcher Kandidat wirbt mit dem Slogan «Win the era!» («Gewinne die Ära!»)? Wenn Sie Pete Buttigieg erraten haben, verfolgen Sie die US-Politik viel genauer als die meisten Amerikaner. Buttigieg ist Bürgermeister von South Bend, Indiana. Zur grossen Überraschung führt das 37-jährige «Wunderkind» nun die demokratischen Präsidentschaftsanwärter in Iowa an, wo es zur ersten Vorwahl kommen wird. Laut einer neuen CNN-Umfrage schlägt der muntere Mayor Pete Elizabeth Warren, die Senatorin von Massachusetts, um satte neun Punkte.

CNN-Analyst Harry Enten behauptet: «In ihm steckt enormes Potenzial.» Demokraten in Iowa «mögen» Bürgermeister Pete nicht bloss, sie «lieben» ihn. Die Iowa-Demokraten sind eher älter, meist weiss und Akademiker. Der frühreife Harvard-Absolvent tritt als erster offen schwuler Kandidat an und verspricht: «Es ist an der Zeit für eine neue Generation amerikanischer Führung.» Buttigieg hat seit September mehr als zwei Millionen Dollar ausgegeben, um kritische Wähler mit 3841 Fernsehspots davon zu überzeugen, dass er der Moderate ist, nach dem sie sich schon lange sehnen. Fast 40 Prozent der Vorwahlberechtigten in Iowa glauben, dass die Kämpferin Warren zu links ist, während 63 Prozent Buttigiegs liberalen Pragmatismus als genau richtig erachten.

Aber grössere Umfragen sind aussagekräftiger. Eine neue Erhebung dieser Woche zeigt, dass Buttigieg in South Carolina, einer Hochburg des ehemaligen Vizepräsidenten Joe Biden, unter den Afroamerikanern keine Unterstützung findet.

Ein Sieg in Iowa kann zwar das Selbstbewusstsein und die mediale Beachtung eines Kandidaten steigern. Aber frühere Iowa-Stars, wie die Senatoren Ted Cruz und Bernie Sanders 2016, verglühten rasch.

Im Moment ist die Buttigieg-Begeisterung indes echt. Bürgermeister Pete ist der Mann der Stunde. Amy Holmes

Offiziell zeigen sie sich überzeugt: Mit jeder neuen Zeugenaussage werde der Support für eine Amtsenthebung in der Bevölkerung wachsen. Hinter den Kulissen offenbart sich ein anderes Bild. «In einer privaten Sitzung zeigten Nancy Pelosi, Sprecherin des Repräsentantenhauses, und ihr Generalstab sich skeptisch über die Aussichten auf einen dramatischen Meinungsumschwung», berichtete CNN, gestützt auf mehrere direkte Quellen.



«Abscheulichkeiten»: Zeugin Yovanovitch.



Eine Hand wäscht die andere: Chefermittler Schiff.



Langsam ausbluten lassen: Demokratin Pelosi.

Der Meinungsumschwung bleibt in der Tat aus. Gemäss einer neuen Volksbefragung von *Politico* und *Morning Consult* sagen 81 Prozent der Wähler, es gebe «keine oder geringe Chancen», dass sie aufgrund der Anhörungen ihre Meinung ändern würden. Talkmaster Bill Maher, ein flammender Trump-Gegner, warnte nach der ersten Hearing-Woche, das Vorspiel zu einem Impeachment habe kaum begonnen, und schon mache sich Ermüdung im Volk breit. Maher legte den Finger auf die Landkarte. «Pennsylvania, Michigan, Florida, North Carolina, Wisconsin, Arizona – das sind

An jedem Tag des Verfahrens bekommen die Demokraten gratis Anti-Trump-Werbung.

die Staaten, die die Wahlen entscheiden werden. Impeachment? Dreiundfünfzig Prozent in diesen Staaten sind dagegen.» Kurz: Impeachment sei ein *loser*-Thema.

### Ding der Unmöglichkeit

Wie geht es weiter? Das Land ist entlang der Parteilinien gespalten. Das demokratisch dominierte Repräsentantenhaus wird beschliessen, Trump sei seines Amtes zu entheben. Das gilt heute so sicher wie das Amen in der Kirche. Dann kommt es zum Showdown im Senat. Dort sind zwei Drittel der Stimmen (67) nötig, um Trump tatsächlich aus dem Amt zu entfernen. Mit anderen Worten: Zwanzig Republikaner müssten die Seite wechseln und ihrem Präsidenten in den Rücken fallen. Aus heutiger Sicht gilt dies als ein Ding der Unmöglichkeit. Die Faktenlage ist schlicht zu dünn.

Die Demokraten wissen, dass sie Trump nicht des Amtes entheben werden. Wozu also das Ganze? Nancy Pelosi ist eine ausgefuchste Parteistrategin. Viel spricht dafür, dass sie versuchen wird, den Präsidenten langsam ausbluten zu lassen. Das Impeachment-Verfahren im Senat wird sich voraussichtlich bis ins neue Jahr hinziehen. An jedem Tag des Impeachment-Verfahrens bekommen die Demokraten gratis Anti-Trump-Werbung in Funk und Fernsehen.

Impeachment-Blues hin oder her: Etwas Schmutz bleibt immer hängen. Derzeit läuft die Wirtschaft gut, die Arbeitslosigkeit ist so tief wie seit vierzig Jahren nicht mehr – doch was, wenn die positiven Zahlen vor den Wahlen verblassen? 2016 entschieden 80 000 Stimmen in drei Staaten über Sieg und Niederlage. Für einen Umschwung bei den Präsidentschaftswahlen 2020 braucht es wenig. Da lohnt es sich alleweil, sagen sich die Demokraten, die Dreckschleuder am Laufen zu halten.

\* Das Interview mit Alan Dershowitz in Englisch finden Sie unter [www.weltwoche.ch/international](http://www.weltwoche.ch/international)

## Kulturelle Vielfalt

## Familie mit 56 Ethnien

Von Geng Wenbing — Rund ein Zehntel der chinesischen Bevölkerung gehört ethnischen Minderheiten an. Die Politik des Zentralstaats ist darauf ausgerichtet, den Besonderheiten Rechnung zu tragen.

China ist ein Vielvölkerstaat, in dem 56 ethnische Gruppen vereint zusammenleben, zu denen unter anderen die Han, Mongolen, Hui, Tibeter, Uiguren, Miao, Bouyei, Koreaner, Mandschu, Dong, Yao und Bai gehören. Unter all diesen Gruppen stellt die Han-Bevölkerung mit ihrem Anteil von über 91 Prozent an der Gesamtbevölkerung die dominante Mehrheit dar, während alle anderen 55 ethnischen Gruppen zahlenmässig in der Minderheit sind; die kleinste zählt weniger als 3000 Menschen. Das Zusammenleben all dieser ethnischen Gruppen ist dadurch gekennzeichnet, dass deren Angehörige im Allgemeinen zwar zufällig über das Land verteilt leben und überall anzutreffen sind, dass sich aber doch punktuell Orte mit einer Konzentration bestimmter Bevölkerungsgruppen herausgebildet haben. Das Ganze lässt sich am ehesten als landesweites Netzwerk beschreiben, in dem die verschiedenen ethnischen Schwerpunkte miteinander verflochten sind. Im Laufe der Geschichte hüteten und bewachten alle Bevölkerungsgruppen solidarisch das umfangreiche Territorium des Vaterlandes, sie erzeugten und erarbeiteten gemeinsam die grossartige chinesische Kultur, die durch eine pluralistische Integration geprägt ist. Die Beziehung zwischen der chinesischen Nation und den ethnischen Gruppen ist ähnlich, wie dies in einer grossen Familie der Fall ist: Jede Gruppe hat im gemeinsamen Haushalt ihre eigene Stellung als Mitglied in der Familie.

## Kampf dem Chauvinismus

Das Herausbilden unterschiedlicher Ethnien und damit verbundene Probleme ziehen sich als historisches Phänomen durch die ganze Menschheitsgeschichte. Ein geeignetes Verhaltensmuster für den Umgang der verschiedenen Gruppen untereinander zu finden, ist von massgeblicher Bedeutung für ein harmonisches Zusammenleben. Zugleich beeinflusst dies auch die Entwicklung des jeweiligen Landes, ob sich dieses nun in der Phase des Aufstiegs oder des Zerfallens befindet. Seit der Gründung der Volksrepublik China wird grosser Wert auf das Aufrechterhalten der ethnischen Vielfalt gelegt, und die Gleichstellung

aller ethnischen Gruppen wird mit Entschlossenheit verteidigt, immer unter der Voraussetzung, dass die nationale Einheit gewahrt wird. Das System der regionalen Autonomien wurde optimiert, um gleichberechtigte, solidarische, sich gegenseitig unterstützende und harmonische Beziehungen zwischen den verschiedenen Bevölkerungsgruppen im Rahmen des Sozialismus aufzubauen. Dabei steht die Einhaltung beziehungsweise die Förderung der Solidarität im Fokus des Programms. Um dies zu verwirklichen, kämpfen wir entschlossen gegen den Chauvinismus und den engstirnigen Nationalismus.

Aus historischen und geografischen Gründen waren Regionen, in denen sich ethnische Minderheiten konzentrierten, vergleichsweise unterentwickelt. Zur Zeit der Gründung der Volksrepublik im Jahr 1949 lebten etwa eine Million der 36 Millionen Menschen umfassenden Minderheitengruppen in Sklavengesellschaften, weitere 800 000 in primitiven Kommunalgesellschaften. In den meisten Regionen, die durch nationale Minderheiten geprägt waren, herrschte eine extrem niedrige Produktivität, und die Infrastruktur war erbärmlich. Zu jener Zeit gab es in Xinjiang kein einziges Eisenbahngleis, in Tibet keine einzige echte Strasse. In den Berggebieten von Yunnan waren Reisende auf Pferde, Elefanten oder Seilrutschen angewiesen, und in einigen anderen Regionen verharrte die agrarwirtschaftliche Technik bei der rudimentären Brandrodung. Es gab sogar einige ethnische Gruppen, denen das Aussterben drohte, beispielsweise überlebten nur etwa 300 Menschen in der Gruppe Hezhen. Nach der Ausrufung der Volksrepublik setzte die Zentralregierung genau an diesen Stellen mit den demokratisierenden Reformen an, indem das System der Leibeigenschaft schrittweise abgeschafft wurde. Zudem wurden politische Massnahmen zugunsten dieser Regionen erlassen und Investitionen in die Infrastruktur verstärkt, mit deren Hilfe die lokale wirtschaftliche Entwicklung gefördert werden konnte. Schrittweise verringerte sich die Kluft zwischen den Minderheitenregionen und den anderen Teilen des Landes.



Nehmen wir Tibet als Beispiel, das hier in der Schweiz für viele ein sehr wichtiges Anliegen ist. Erst mit der demokratischen Reform im Jahr 1959 wurde die düstere feudale Leibeigenschaft ausser Kraft gesetzt, das befreite Millionen von Leibeigenen und Sklaven von der jahrhundertelangen Ausbeutung. Zum ersten Mal waren die Unterdrückten nun Herr im eigenen Haus und Herr über sich selbst. Schritt für Schritt ist das Leben in einer modernisierten Gesellschaft zur Realität geworden. Die in sechzig Jahren vollzogenen epochalen Veränderungen in Tibet liegen offen vor aller Augen. Heutzutage gelten Tibet, Xinjiang und Yunnan, wo die nationalen Minderheiten angesiedelt sind, aufgrund ihrer einzigartigen historischen und kulturellen Begebenheiten als beliebte touristische Attraktionen für in- und ausländische Besucher. Schauen wir auf Xinjiang: In den ersten drei Quartalen des laufenden Jahres hat die Zahl der Touristen 180 Millionen Personen übertroffen und damit einen historischen Rekord erreicht. In Tibet reisten etwa 13,4 Millionen Touristen allein in der ersten Hälfte des Jahres an, was eine Zunahme von 20 Prozent gegenüber dem Vorjahr bedeutet. Der Tourismus stellt somit eine neue Säule der wirtschaftlichen Entwicklung dar. Regionen mit Niederlassungen ethnischer Gruppen weisen in jüngster Zeit häufig Wachstumsraten auf, die über dem nationalen Durchschnitt liegen.

## Eine Reise-Empfehlung

Persönlich habe ich mehrmals ethnisch geprägte Regionen wie Tibet, Xinjiang, Yunnan, Gansu und Ningxia besucht, und jedes Mal wurde ich bestärkt in meinem Empfinden für den Wert dieser einzigartigen Kultur sowie des vielfältigen Brauchtums dieser Völker. Die chinesische Regierung unterstützt und fördert das Aufrechterhalten der ethnisch vielfältigen Kultur, ihrer traditionellen Bräuche sowie der religiösen Ausübungen. Mit Hilfe von Gesetzen werden die Gleichberechtigung, die Solidarität und die gemeinsame Entwicklung der Völker gewährleistet. Gerade diese Vielfalt der einzelnen Kulturen trägt zur bunten Kulturlandschaft Chinas bei. Hiermit möchte ich dem schweizerischen Publikum herzlich empfehlen, eine Reise dorthin zu unternehmen und diese ethnisch geprägten Regionen persönlich zu erleben. Dort erwartet Sie eine Überraschung nach der anderen.



Botschafter Geng Wenbing ist ausserordentlicher und bevollmächtigter Botschafter der Volksrepublik China in der Schweiz. Aus Anlass des 70. Geburtstags der Volksrepublik schreibt er auf Einladung der Weltwoche zwölf Kolumnen mit freier Themenwahl.

# Heiliger Bürgerkrieg

Grosse Attentate sind in jüngster Zeit ausgeblieben. Doch der Islamwissenschaftler Gilles Kepel warnt: Von muslimischen «Enklaven» Europas aus werde ein Religions- und Bürgerkrieg entfacht. Das Ende des Islamischen Staats (IS), der Kepel zum Tod verurteilt hat, erhöhe die Terrorgefahr noch. *Von Jürg Altwegg*

Am Ausgang des TGV-Bahnhofs Gare de Lyon stehen zwei Polizisten mit Maschinenpistolen: Seit dem Tod des «Kalifen» Abu Bakr al-Baghdadi fürchtet Frankreich neue Attentate. Vor den Bretterzäunen, die um die abgebrannte Kathedrale Notre-Dame errichtet wurden, flanieren die Touristen. Keiner richtet seinen Blick auf die Polizeipräfektur gleich gegenüber, in der Anfang Oktober der zum Islam konvertierte Informatiker Mickaël Harpon vier Kollegen ermordete.

Während Harpon zur Tat schritt, sass Gilles Kepel, 64, im angrenzenden Palais de Justice: Er verfolgte den Prozess gegen junge Frauen, die versucht hatten, bei der Kathedrale Notre-Dame eine Autobombe hochgehen zu lassen, und die einen Polizisten mit dem Messer angegriffen hatten. Die Attentate illustrieren den Übergang zum «Terrorismus der vierten Generation», den Kepel in seinem neuen Buch analysiert: «Chaos: Die Krisen in Nordafrika und im Nahen Osten verstehen» (Kunstmann-Verlag).

Er habe das Buch unter dem Druck einer Fatwa geschrieben, die in Raqqa in Syrien gegen ihn erlassen wurde, erzählt Kepel beim Treffen in Paris. Er musste unter Polizeischutz gestellt werden: «Die Fahrten in ungefederten Polizeiautos lösten ein heftiges Rückenleiden aus, das mich ins Bett warf, ich konnte mich vor Schmerzen nicht bewegen.» Der Schock der Todesdrohung sitze ihm, wie er sagt, «tief in den Knochen». Das Buch ist eine Summe und Synthese seiner jahrzehntelangen Auseinandersetzung mit dem politischen Islam: «Stets hatte ich die Vorstellung vor Augen, dass es mein letztes Buch sein könnte.»

**Herr Kepel, wie war Ihre Reaktion, als in Ihrer unmittelbaren Nähe das Attentat in der Polizeipräfektur verübt wurde?**

Beim Prozess gegen die Notre-Dame-Terroristinnen ging es um das letzte geplante Massenattentat. Es scheiterte. Es wurde vom IS gesteuert. Der Drahtzieher, der die Frauen manipulierte, war jener, der das Todesurteil gegen mich ausgesprochen hatte. Das Verfahren war auch in psychologischer Hinsicht sehr aufschlussreich. Eine der Täterinnen hatte sich in einen Avatar verliebt, hinter dem eine andere Frau steckte – sie glaubte, es handle sich um einen Mann. Beim Prozess sassen sie nebeneinander. An diesem Vormittag wurde über die Terroristin verhandelt, die versucht hatte,



«Putin hört auf seine Orientalisten»: Autor Gilles Kepel.

einen Polizisten mit dem Messer zu töten – fünfzig Meter weiter erstach Mickaël Harpon vier Kollegen. Den Aufruf, mich umzubringen, hatte in Frankreich der Attentäter verbreitet, der 2016 einen Polizisten und seine Gattin umbrachte. Rational hatte ich keine Angst, ich werde bestens geschützt, aber mein Körper reagierte ungemein stark.

**Sie sprechen von einem «Terrorismus der vierten Generation». Welches war die erste? Was waren deren Ziele?**

Die erste Generation bestand aus Dschihadisten in den achtziger Jahren in Afghanistan. Sie zielten auf den Feind in der Nähe und provozierten das Ende der Sowjetunion. Am 9. November 1989 fiel die Mauer in Berlin. Aber ohne das Debakel der Russen in Kabul, wo sie ein Jahrzehnt zuvor einmarschiert waren, wäre es nicht dazu gekommen. Am 15. Februar 1989 mussten sie Afghanistan verlassen. Nach dieser Niederlage war die Rote Armee nur noch ein Papiertiger und nicht mehr in der Lage, den Zusammenbruch des Ostblocks zu verhindern. Dieser Zusammenhang wird weitgehend verkannt.

**Es ist genau dreissig Jahre her.**

Nach dem Triumph in Kabul scheiterte der Dschihad dieser ersten Phase: Es gelang nicht, die Regime in Ägypten oder Algerien zu stürzen und in Bosnien und Tschetschenien zu siegen. Die zweite Generation wurde ab 1997 von Bin Laden und al-Qaida verkörpert. Ihm war bewusst, dass die Dschihadisten den Krieg in den Medien verloren hatten. Daraus zog er die Lehren. Er griff den fernen Feind an und inszenierte spektakuläre Attentate.

**Auch Bin Laden verfehlte seine politischen Ziele. Wie definieren Sie die dritte Generation?**

Sie kam mit dem Islamischen Staat, ihr wichtigster Theoretiker ist Abu Musab al-Suri, ein Muslimbruder aus Syrien. Suri studierte in Frankreich, verheiratete sich in Spanien und lebte in London. Er wurde in Pakistan verhaftet und von den Amerikanern nach Damaskus ausgeliefert. Er entwarf die Strategie des Aufstands der Muslime in den «Enklaven»: in den Arbeitervierteln und Banlieues, von denen aus ein Religions- und Bürgerkrieg gegen die westlichen Gesellschaften geführt wird, in Europa. Mit einer unzufriedenen Jugend, die sich zum Islam bekennt – und sich zum Teil dazu bekehrt hat. Die Gesellschaft wird als ungerecht empfunden, abgelehnt und bekämpft. Suri entwarf ein neues Modell: der Dschihad nicht als Organisation, wie sie al-Qaida verkörperte, sondern als «System». Dazu benutzte er die sozialen Netzwerke. Die erste Phase des Dschihad hatte dem Fax entsprochen, Bin Laden bediente sich des Satellitenfernsehens, um seine Videobotschaften zu verbreiten.

**Mit dem Ende des Islamischen Staats kommt der Übergang in die vierte Phase?**

Viele Dschihadisten werden aus kurdischer Gefangenschaft freikommen. Sie wollen sich rächen – auch der Tod von Abu Bakr al-Baghdadi ist für sie eine Demütigung. Seit seiner Niederlage im Oktober 2017 verfügt der IS nicht mehr über die Mittel, um in Frankreich spektakuläre Anschläge wie 2015 in Paris organisieren zu können. Die Dschihadisten der vierten Generation haben keinerlei Organisation hinter sich und leben in Quartieren, die von den Islamisten erobert wurden. Imame predigen im Namen der Scharia und fordern den Bruch mit der europäischen Gesellschaft. Die Kinder werden in private Koranschulen geschickt, in denen die Mädchen verschleiert sind. Die Wirtschaft funktioniert nach den

---

**«Viele Dschihadisten werden aus Gefangenschaft freikommen. Sie wollen sich rächen.»**

---

Halal-Kriterien. Wenn zur sozialen Frustration psychologische Brüche und Störungen hinzukommen, können einzelne Individuen sehr schnell zu Terroristen werden. Der taubstumme, zum Islam konvertierte Informatiker Mickaël Harpon, der in der Terrorabwehr Zugang zu geheimen Daten hatte und dem man eine Beförderung verweigert hatte, entspricht diesem Profil. Er hat sich wohl in der Nacht zum Attentat entschlossen und am Vormittag seinen Arbeitsplatz verlassen, um das Messer zu kaufen, mit dem er in der Mittagspause zur Tat schritt.

**Sie befürchten weitere Attentate dieser vierten Art?**

Harpon war nicht der Erste. Für den Anschlag von Nizza vom 14. Juli 2016 hat man keinen Auftraggeber ausfindig machen können. Der Terrorist, der mit einem Lastwagen in die Menge fuhr und 86 Menschen tötete, lebte in einer islamistischen Enklave, in einem Milieu, das von Dschihadisten kontrolliert wurde. Identische Profile wiesen die Attentäter von Carcassonne und Trèbes auf. Das trifft auch auf die Terroristen zu, die die Anschläge auf die Weihnachtsmärkte in Berlin und vor einem Jahr in Strassburg verübten.

**«Das Attentat in der Polizeipräfektur von Paris darf nicht Schule machen», sagten Sie in einem Interview. Präsident Macron hat eine «Gesellschaft der Wachsamkeit» ausgerufen. Er hat damit vor allem die Muslime gegen sich aufgebracht. Der Streit um das Kopftuch ist neu aufgeflammt. Auch dieser geht auf 1989 zurück. In Berlin fiel die Mauer, in Frankreich wurde der Schleier hochgezogen.**

In Frankreich hatte man sich damals tatsächlich mehr mit der ersten Kopftuch-Affäre in einer Vorstadtschule als mit dem Mauerfall beschäftigt. Wenn man sieht, wie sich die Ge-

sellschaften – auch in Deutschland – seither entwickelt haben, war das vielleicht gar nicht so lächerlich. Die neue Polemik wurde von einem Mitglied des Rassemblement national von Marine Le Pen angezettelt. Und umgehend vom gleichen Komitee gegen die Islamophobie hochgespielt, das nach dem Attentat von Nizza die Kampagne für das Tragen der Burkinis am Strand organisierte. Beide Seiten sind auf unverantwortliche Weise bemüht, die Gesellschaft zu spalten. Die Rechtsextremisten wollen die Muslime diskreditieren, die Islamisten die Franzosen als Rassisten vorführen. In diesem Dilemma befinden sich heute alle europäischen Gesellschaften.

**In denen die gleichen Gefahren vor Attentaten der vierten Generation drohen?**

Durchaus. Natürlich ist die Situation in Frankreich aus historischen Gründen und wegen der laizistischen Republik eine besondere. Aber die Verbindungen zwischen den Moscheen und Fanatikern gehen über die Grenzen hinaus. Auch aus anderen Ländern sind Dschihadisten nach Syrien gezogen. Und wenn sie jetzt zurückkehren, werden sie in ihrem Umfeld Helden und Vorbilder sein. In Belgien und Deutschland ist die Gefahr sehr hoch. In der Schweiz etwas geringer.

**Sehen Sie die Gefahr, dass die Türkei zum islamistischen Staat wird?**

Die Macht in der Türkei geht auf die Muslimbrüder zurück, die den Triumph des politischen Islams anstreben. Das kann zu Beginn mit demokratischen Mitteln geschehen. In Tunesien hat der Widerstand der Gesellschaft eine Diktatur verhindert. In der Türkei ist das Regime zusehends autoritär geworden. Der militärische Vorstoss in Syrien hat die Gesellschaft in einen Zustand der islamistischen und nationalistischen Euphorie versetzt. Die Entwicklung ist beängstigend. Als die Türkei bei der EM-Qualifikation gegen Frankreich spielte, stellten sich ihre Fussballer mit dem militärischen Gruss auf die Seite der Soldaten. Erdogan unterstützt die Muslimbrüder in Deutschland und in der Schweiz, die zu einer bestens organisierten Lobby geworden sind und sich auch in Wahlen einmischen. Im Gegensatz zu den arabischen Massen aus anderen Ländern hören die Türken in Europa auf ihre Regierung.

**Bis zu den Vergewaltigungsklagen war der Genfer Tariq Ramadan in den muslimischen Kreisen äusserst einflussreich. Aus der Untersuchungshaft wurde er entlassen, der Prozess steht an, in einem Buch zu seiner Rechtfertigung vergleicht er sich mit der Dreyfus-Affäre. Wie wird er von den Muslimen wahrgenommen?**

Alle, die Tariq Ramadan in Frankreich unterstützten, haben sich von ihm abgewandt. Ich will dem Prozess nicht vorgreifen. Aber sein Ansehen ist zerstört, er hat keinen Einfluss mehr. >>>

**Im kommenden Jahr wird es zum Prozess um das Attentat auf *Charlie Hebdo* kommen. Werden Sie wieder dabei sein?**

Ganz sicher. Das sind wichtige Momente, nicht nur aus historischen Gründen. Man kann aus den Prozessen sehr viel lernen – auch bezüglich der Verhinderung neuer Attentate. Wegen der «Gilets jaunes» hatte Frankreich den Terrorismus ein bisschen vergessen. Auch die Gelbwesten sind ein Symptom des Auseinanderfallens unserer Gesellschaften. Diese Fragmentierung wird von den Rechtsextremisten und den Islamisten betrieben und ausgenutzt. Mit diesen Herausforderungen sieht sich ganz Europa konfrontiert, das selber in der Krise steckt. Dreissig Jahre nach dem Ende des Kalten Krieges zieht sich das amerikanische Imperium auf sich selber zurück, ein allfälliges Ende der Nato ist längst keine Schimäre mehr. Wir müssen wachsam sein und bemüht, ein besseres, stärkeres Europa aufzubauen. Europa braucht eine gemeinsame Sicherheits- und Aussenpolitik.

**Das Ausmass des Terrorismus war nicht voraussehbar. Hätte man ihn vermeiden können?**

Warum ist Russlands Stellung in Syrien so stark? Putin hört auf seine Orientalisten, sein Geheimdienst hat eine sehr genaue Kenntnis der Situation. Von den anderen Ländern kann man das nicht sagen, der Ausbruch der Rebellion hat sie überrascht. Bei uns sagen viele Experten, es sei nicht nötig, Arabisch zu sprechen, um die Lage in den Banlieues beurteilen zu können. Das gefällt den Journalisten und den Spitzenbeamten, sie verstehen kein Arabisch. Und Kepel, der immer sagt, man müsse Arabisch lernen, kann uns mal. Der Preis dieser Ignoranz sind die Hunderten von Toten, die der Terrorismus bei uns gefordert hat.

**Die gleichen Fehler hatten die Amerikaner in Afghanistan begangen, als sie die Taliban gegen die Sowjetunion unterstützten.**

Und die sie im Irak wiederholten. Ich glaube, daraus zieht man inzwischen die Lehren. Die Europäische Kommission ist noch immer in diesen alten Schemen gefangen. Aber in Ländern wie Deutschland und Frankreich hat man erkannt, wie wichtig die Arbeit der Wissenschaftler ist, welche die arabischen Länder und Gesellschaften auch vor Ort erforschen.

**Werden die Tabus in den europäischen Gesellschaften fallen?**

Das wird noch einige Zeit in Anspruch nehmen. Ich werde es vielleicht nicht mehr erleben, meine akademische Karriere geht zu Ende. Aber ich hoffe sehr, dass meine Studenten und jüngeren Kollegen von den Ansätzen und Anfängen meiner Generation profitieren können. ○

## Gegenrede

# 780 Milliarden Dollar

**Assad sei der «Retter Syriens», schrieb Helmut Scheben in der *Weltwoche*. Als langjähriger Nahostkorrespondent muss ich vehement widersprechen. Von Pierre Heumann**

Syriens Präsident Baschar al-Assad sei der «unbestrittene Präsident» einer «souveränen Republik Syrien», und die Leute seien «empört über die Dämonisierung ihres Präsidenten im Westen», schrieb Helmut Scheben in der letzten *Weltwoche* (Nr. 46/19). Die syrische Bevölkerung sei «in ihrer grossen Mehrheit überzeugt, dass Assad das Land gerettet hat».

In Damaskus hat Scheben bei Umfragen nach dem Zufallsprinzip nämlich festge-

und in Blut getaucht. Assad als Präsidenten einer «souveränen Republik» zu bezeichnen, ist zudem reichlich blauäugig. Nicht in Damaskus, sondern in Moskau wird bestimmt, wo es langgeht. Assad ähnelt einer Marionette Russlands.

Zynisch ist es, die Millionen Syrer, die nicht geflüchtet sind, als Beleg dafür zu bemühen, dass Assads Regime ja nicht so schlimm sein könne. Man könnte mit dieser Logik auch behaupten: Die jüdischen Deut-

schen, die in den 1930er Jahren im Hitler-Reich blieben, seien der Beweis dafür, dass alles nicht so schlimm gewesen sei.

Am Elend Syriens trägt Assad eine gewaltige Mitschuld. Das Ausmass der Verwüstung ist schier unfassbar. Mehrere Hunderttausend Tote sind zu beklagen, und Millionen sind auf der Flucht. Dass Russland und bis zu einem Grad auch der Iran mit ihrem militärischen Eingreifen auf Seiten Assads dessen Überleben als Prä-



*Keine Aussicht auf Rettung:* Baschar al-Assad.

sident ermöglicht haben, ist ein schlechtes Vorzeichen für den Wiederaufbau. Weder Russland noch der Iran wären fähig, die hohen Kosten für den Wiederaufbau zu schultern, vom völlig bankrotten syrischen Staat ganz zu schweigen.

stellt, dass Assad bei der Bevölkerung hochangesehen sei. Dass ein Reporter in einer Diktatur vor allem auf Lobhudler trifft, ist allerdings keine Überraschung. Der syrische Geheimdienst, der nach Stasi-Vorbild aufgebaut ist, lässt Regimegegner brutal spüren, wie eng die Grenzen der Kritik sind. Baschar al-Assad hat nicht «von Anfang an» versucht, sich vom «alten Syrien seines Vaters zu distanzieren», wie Scheben schreibt. Das Gegenteil ist wahr: Baschar al-Assad hat seinen Vater an Brutalität übertroffen.

### Zwei Millionen Häuser

Recht hat Scheben zwar, wenn er schreibt, dass der syrische Bürgerkrieg zu komplex sei, um ihn aufgrund von Schwarz-Weiss-Kriterien zu beurteilen. Weil so viele Parteien, ausländische Mächte, Ideologien und Interessen mitspielen, ist eine faire und ausgewogene Berichterstattung äusserst anspruchsvoll.

Dass aber Assad seinen Staat gerettet habe, ist mehr als eine kühne These. Vielmehr hat er den Staat verkauft, zerstört

Charlie Winter, eine Kapazität auf dem Gebiet des syrischen Dschihad, spricht von zwei Millionen Häusern, die gebaut werden müssen. Das erfordert den Import von jährlich 25 Millionen Tonnen Zement und fünf Millionen Tonnen Eisen – während des nächsten Jahrzehnts. Allerdings fehlen in Syrien sowohl das Strassennetz als auch die Hafenanlagen für die Zulieferung. Selbst das Wasser, um den Zement zu mischen, müsste das Land importieren. Die Weltbank schätzt die Kosten für den Wiederaufbau des geschundenen Landes auf 780 Milliarden Dollar. Doch es sind keine Geberländer in Sicht, die Assad das Geld anvertrauen würden. Solange er im Amt bleibt, hat das Land deshalb auf Jahre hinaus keine Aussicht auf Rettung – selbst wenn der Frieden eines Tages einkehren sollte.

VORTEIL  
**KIA**  
 SEIT  
**25**  
 JAHREN +

Mehr Auto fürs Geld  
 kia.ch

# 4x4 Power



**SORENTO**  
 ab CHF 43'250.–



**SPORTAGE**  
 ab CHF 31'950.–



*stinger*  
 ab CHF 62'800.–



The Power to Surprise



Abgebildetes Modell: Kia Sportage GT-Line Style 1.6 T-GDi 4x4 aut. (inkl. Optionen: GT-Line Pack CHF 5'000.–, Panoramaglasdach CHF 1'750.– und Metallic-Lackierung CHF 750.– = CHF 7'500.–) CHF 47'950.–, 7,6 l/100 km, 175 g CO<sub>2</sub>/km, Energieeffizienzklasse G, CO<sub>2</sub>-ETS 40 g/km, Emissionsklasse Euro 6d Temp.  
 Kia Sportage Power 25 1.6 T-GDi 4x4 man. CHF 31'950.–, 7,9 l/100 km, 180 g CO<sub>2</sub>/km, Energieeffizienzklasse G, CO<sub>2</sub>-ETS 42 g/km, Emissionsklasse Euro 6d Temp.  
 Abgebildetes Modell: Kia Sorento GT-Line Style 2.2 CRDi 4x4 aut., 5-Plätzer (inkl. Optionen: GT-Line Pack CHF 4'000.–, Panoramaglasdach CHF 1'750.– und Metallic-Lackierung CHF 850.– = CHF 6'600.–) CHF 63'050.–, 6,2 l/100 km (Benzinäquivalent 7,1 l/100 km), 163 g CO<sub>2</sub>/km, Energieeffizienzklasse F, CO<sub>2</sub>-ETS 28 g/km, Emissionsklasse Euro 6d Temp.  
 Kia Sorento LX 2.2 CRDi 4x4 aut. CHF 43'250.–, 6,2 l/100 km (Benzinäquivalent 7,1 l/100 km), 163 g CO<sub>2</sub>/km, Energieeffizienzklasse F, CO<sub>2</sub>-ETS 28 g/km, Emissionsklasse Euro 6d Temp.  
 Abgebildetes Modell: Kia Stinger GT 3.3 T-GDi V6 4x4 aut. CHF 62'800.– und Metallic-Lackierung CHF 950.–, 10,5 l/100 km, 240 g CO<sub>2</sub>/km, Energieeffizienzklasse G, CO<sub>2</sub>-ETS 55 g/km, Emissionsklasse Euro 6d Temp.

Durchschnitt aller in der Schweiz verkauften Neuwagen: 137 g CO<sub>2</sub>/km (unverbindliche Preisempfehlung inkl. MwSt.). CO<sub>2</sub>-ETS = CO<sub>2</sub>-Emissionen aus der Treibstoff- und/oder Strombereitstellung. Fahrweise, Strassen- und Verkehrsverhältnisse, Umwelteinflüsse und Fahrzeugzustand können Verbrauchs- und CO<sub>2</sub>-Emissionswerte beeinflussen. Die angegebenen Verbrauchs- und CO<sub>2</sub>-Emissionswerte wurden nach dem WLTP-Messverfahren auf dem Prüfstand ermittelt und in NEFZ-Werte umgerechnet.

Kia Motors AG, 5745 Safenwil



*Muss man erwähnen, dass sie verliebt war? Faye Dunaway am Pool des «Beverly Hills Hotel», 1977.*



**Ikone der Woche**

## **Komplimente**

*Von Beatrice Schlag*

**M**it 21 bewarb sich der Londoner Terry O'Neill als Flight Attendant oder Steward, wie man damals sagte. Die Fliegerei interessierte ihn nicht, sondern die Chance, sich beidseitig des Atlantiks in Jazzklubs vorstellen zu können. Terry O'Neill hoffte auf eine Karriere als Drummer. British Airways bot ihm eine Lehrstelle als technischer Fotograf im Flughafen an. Das Foto eines schlafenden Briten in Anzug und mit Melone inmitten einer buntgekleideten afrikanischen Delegation, die auf den Abflug wartete, verschaffte ihm seine erste Festanstellung bei einem britischen Klatschblatt: Der Schläfer war der damalige britische Innenminister Rab Butler. Die Frage, wie er es schaffte, dass ihn nur wenige Jahre später Dutzende von Stars als Stammfotografen wollten, beantwortete der am vergangenen Samstag verstorbene O'Neill lakonisch mit: «Komplimente. Noch mehr Komplimente. Und dann ein paar weitere dazu.»

### **Lächelnde Queen**

Das war nicht einmal die halbe Wahrheit. Seine Bilder waren manchmal Glückstreffer nach wild drauflos geknipsten Shots, manchmal sorgfältig arrangiert. Sie waren nie steril und nie untertänig, sondern vergnügt. Selbst der Queen rang er das fröhlichste Lächeln ab, das die Öffentlichkeit bis heute von ihr kennt, mit ganz vielen unköniglich entblößten Zähnen. «Ich erzählte ihr unmittelbar davor einen Pferdewitz.» O'Neill war ein Mann, mit dem man gern zusammen war: charmant, smart, ein blendender Zuhörer, der unverschämte gut aussah und trotzdem nie in den Mittelpunkt drängte. So unterschiedliche Männer wie Frank Sinatra, Elton John und David Bowie arbeiteten jahrzehntelang mit ihm zusammen. Sein nicht nur beruflicher Erfolg bei weiblichen Models und Stars war legendär. Er hat ihn nie dementiert.

Das nebenstehende Foto gehört zu seinen berühmtesten: Er sollte die für den Film «Network» Oscar-nominierte Faye Dunaway 1977 für den Fall ihres Gewinns vorab porträtieren. «Wir machten die Bilder. Ich sagte ihr: Wenn du gewinnst, werden alle das Bild von dir mit dem Oscar im Arm veröffentlichen. Aber das ist nicht die wirkliche Geschichte. Ich will fotografieren, was am nächsten Tag ist, wenn dir klar wird, was es bedeutet: dass dein Salär hochschießt und du dir deine Rollen aussuchen kannst.» Das Bild wurde um sechs Uhr morgens am Pool des «Beverly Hills Hotel» gemacht. Dunaway hatte drei Stunden geschlafen. Muss man erwähnen, dass sie verliebt war?

# Sie brauchen Faschisten, damit sie selber die Guten sind

Der Historiker Douglas Murray, einer der Star-Intellektuellen Grossbritanniens, stürte mit dem Bestseller «Der Selbstmord Europas» den Migrations-Konsens. Jetzt erforscht er den Aufstieg eines «linken Mobs» im Zeitalter der sozialen Medien. Wir haben den Denker auf seiner Buchtour getroffen. *Von Florian Schwab*

London, ein kühler Oktoberabend. Ein paar Steinwürfe entfernt tagt das Unterhaus. Dramatische Stunden: Endlich bekommt Premierminister Boris Johnson seine langersehnten Neuwahlen. Doch die Leute, die zahlreich in die Central Hall Westminster strömen, lassen das politische Drama links liegen. Sie sind wegen tiefer schürfender Angelegenheiten gekommen. Das Wochenmagazin *Spectator* hat zu einem Gespräch geladen. Das Thema: Douglas Murrays neuestes Buch mit dem Titel «Madness of Crowds» – «Wahnsinn der Massen».

Die Central Hall ist der grösste Veranstaltungsraum im Zentrum der britischen Hauptstadt. Hier trat 1946 die Uno-Generalversammlung erstmals nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs zusammen. Am Abend mit Douglas Murray ist jeder der gut zweitausend Plätze belegt. Jung und Alt, Mann und Frau, Menschen aller Farben – ein Querschnitt durch die Gesellschaft. Der Eintrittspreis von rund fünfzig Franken sei so bemessen, dass er Störenfriede abhalte, scherzt jemand zur Einleitung. Es ist nur halb im Spass gemeint.

Der Protagonist des Abends gehört zu den wichtigsten Stimmen der englischsprachigen Welt. In mittelständischen Verhältnissen in London aufgewachsen, besuchte er das Elite-Internat Eton. Direkt nach dem Schulabschluss, noch vor dem Geschichtsstudium in Oxford, schrieb er eine vielgelobte Biografie von Lord Alfred Douglas. Später wurde er unter anderem als Journalist beim *Spectator* tätig.

In seinen intensiv diskutierten Büchern ergründet Douglas Murray politische Grossphänomene. Dabei geht er mit Vorliebe dorthin, wo es am meisten weh tut. Einen Platz im Quarantäneschrank des politisch Inkorrekten hat sich der Autor vor knapp drei Jahren mit seinem Bestseller «The Strange Death of Europe» erschrieben, der in fast alle europäischen Sprachen übersetzt wurde. Auf Deutsch ist er unter dem Titel «Der Selbstmord Europas» erschienen (*Weltwoche* Nr. 6/18). Murrays zentrale These: Seit Jahrzehnten sei die Bevölkerung Europas einem Zwangsexperiment unterzogen worden – durch die Masseneinwanderung von schlecht integrierbaren Menschen aus fremden Kulturen, namentlich aus der muslimischen Welt.

Es ist das kennzeichnende Element von Murray als Autor, dass er seine Diagnosen

nicht vom Schreibtisch in der Londoner City aus erstellt, sondern dass er in die Herzkammern dessen vorstösst, was er zu ergründen sucht. Für «Der Selbstmord Europas» bereiste er die Mittelmeerroute, die griechischen Inseln, die Problemquartiere der europäischen Metropolen.

## Appell an die junge Generation

Für sein kürzlich erschienenenes neues Buch hat sich Murray die vorderste Linie eines erbitterten Kulturkampfes ausgesucht. «Wahnsinn der Massen» handelt davon, dass die Gesellschaft derzeit in Gruppen zerfällt, die sich selber für unterdrückt erklären: Gruppen nach dem Geschlecht, der sexuellen Orientierung oder der Hautfarbe. Dabei wird die Zugehörigkeit zu einer dieser Opfergruppen zum wichtigsten und erstrebenswerten Persönlichkeitsmerkmal. Es entbrennt ein regelrechter Wettbewerb um den Opferstatus, inszeniert als Kampf selbsternannter Krieger für soziale Gerechtigkeit («Social Justice Warriors»).

Seine Analyse beginnt Douglas Murray mit der Homosexualität – einem Thema, bei dem

---

## «Offensichtlich ist es nicht mehr akzeptabel, dass jemand eine abweichende Meinung vertritt.»

---

er sich besonders gut auskennt, da er selber schwul ist. Heute sei es gesellschaftlich kaum noch akzeptabel, einfach nur für die Gleichberechtigung einzustehen. Als ginge es darum, die Diskriminierung der Homosexualität in frühen Zeiten auszugleichen, werde sie heute als leicht höherwertig dargestellt. Firmen begehen ausgiebig die Schwulenparade *Pride*, und man lässt Homosexuellen ein sexuelles Verhalten in der Öffentlichkeit durchgehen, das sonst inakzeptabel wäre. So würden Demonstrationen für die Rechte sexueller Minderheiten oftmals mit obszönen Szenen garniert, so Murray, «die vielen Homo- und Heterosexuellen die Schamröte ins Gesicht treiben».

Ähnlich argumentiert er in Sachen Feminismus. Nach der Gleichberechtigung komme jetzt die Überhöhung der Frau, auf den Punkt gebracht durch ein Bonmot der früheren IWF-Chefin Christine Lagarde: Es hätte die letzte Finanzkrise nicht gegeben, wenn die Bank Lehman Brothers «Lehman Sisters» geheissen hätte.

Sein Buch versteht Murray als Appell an die junge Generation, den Lebensweg nicht als selbsterklärte Angehörige einer Opfergruppe anzutreten. Dafür müsse man sich der kompletten politischen Vereinnahmung des Lebens verweigern und lernen, über Fehlritte anderer Menschen hinwegzuschauen.

Einige Stunden vor dem öffentlichen Grossanlass trifft die *Weltwoche* Douglas Murray zum privaten Gespräch. Wie es sich für einen britischen Konservativen gehört, trinkt er Schwarztee mit kalter Milch. Der Mann wirkt gar nicht wie der Scharfmacher, als der er von seinen Gegnern dargestellt wird. Im Gegenteil, er entpuppt sich als das, was man in seiner Heimat *soft-spoken* nennt: leise im Auftritt, sorgfältig in der Argumentation, offen für Einwände.

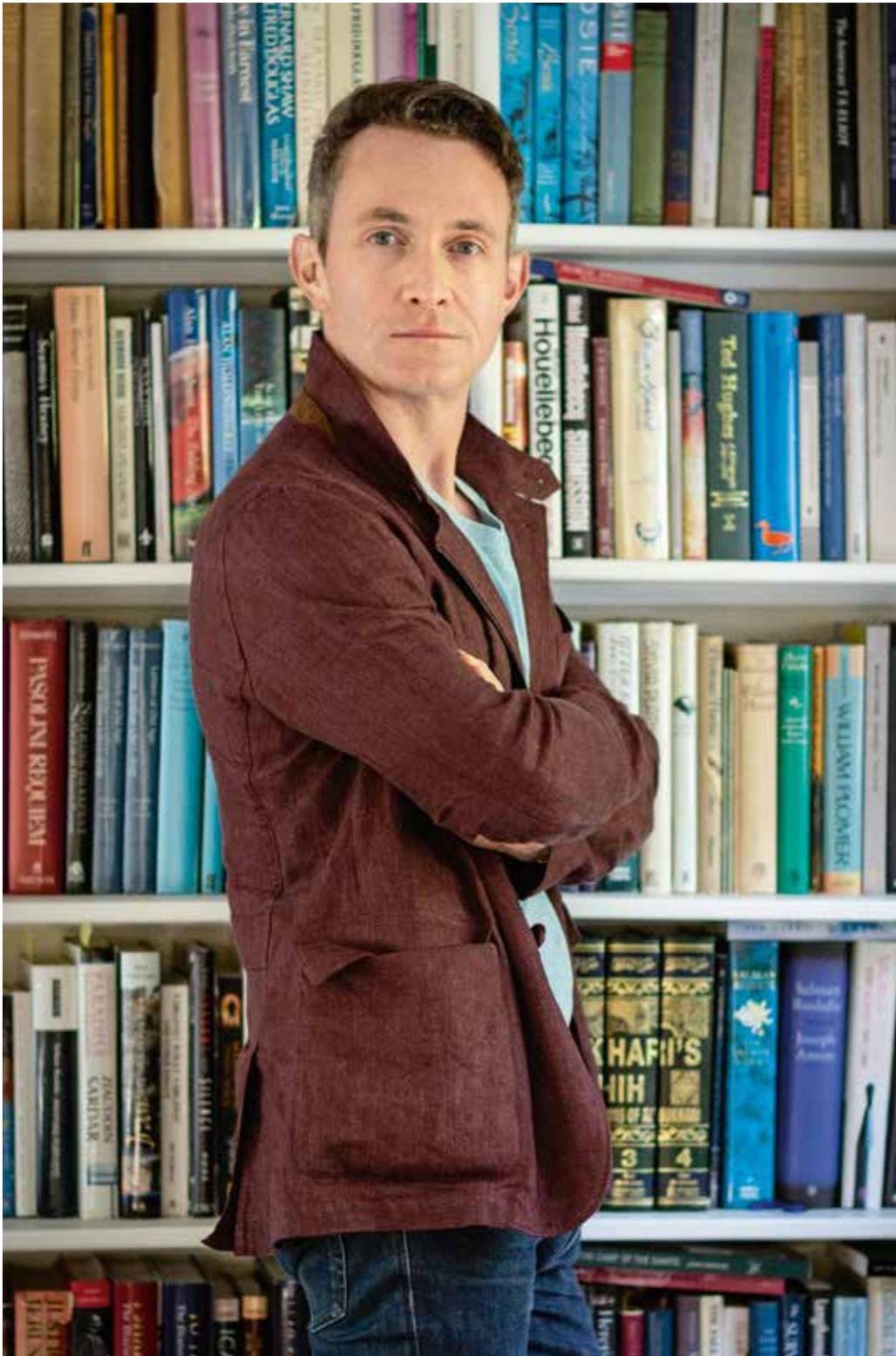
## Herr Murray, Ihr neues Buch trägt den Titel «Wahnsinn der Massen». Was meinen Sie damit?

Dieses übermässige Gewicht, das wir heute auf Gruppenidentitäten legen. Der Wahnsinn ist darin angelegt, dass dieses Gesellschaftssystem nicht einmal nach seinen eigenen Massstäben funktionieren kann. So wird von uns beispielsweise erwartet, dass wir an Dinge glauben, die sich gegenseitig ausschliessen. Jede Gesellschaft in der Geschichte hat Sachen gemacht, die im Rückblick bizarr anmuten. Es ist aber schwierig, diese Tendenzen zu identifizieren, während man mittendrin ist. Das ist die Aufgabe, die ich mir selber gestellt habe. Damit wir uns in Zukunft weniger schämen müssen.

## Sie schreiben in Ihrem Buch über radikalisierte Minderheiten. Spielen diese Social Justice Warriors im Leben der meisten Leute überhaupt eine Rolle?

Spätestens beim Thema Frau – über das ich in meinem Buch auch schreibe – ist es kein Minderheitenthema mehr. Die Einzigen, die das heute noch für eine Randerscheinung halten, sind Selbständige. Wer hingegen irgendwo angestellt ist, beginnt zu realisieren, dass er als Nächster dran ist. Wenn wir das jetzt nicht stoppen, dann frisst es uns alle auf.

**Sprechen wir über ein paar aktuelle Ereignisse aus dem Themenbereich Ihres Buches. Auch in Deutschland häufen sich Fälle, in denen rechte Politiker oder Professoren von linken Aktivisten am Reden gehindert werden.**



«Wenn wir das jetzt nicht stoppen, dann frisst es uns alle auf»: Historiker Murray.

Offensichtlich ist es nicht mehr akzeptabel, dass jemand eine abweichende Meinung vertritt. Man geht von der schwarzmalenden Vorstellung aus, dass sich die äussere Rechte nahe an der Macht und an Machtpositionen bewege. Daraus wird die Forderung abgeleitet, dass jeder diesen weissen Faschismus bekämpfen müsse. Ein gewisser Anteil der Bevölkerung braucht Faschisten, um dem eigenen Leben eine Bedeutung zu geben.

**Always, ein Hersteller von Damenbinden, tilgt das Venus-Symbol von seinen Ver-**

**packungen. Dadurch soll eine angebliche Diskriminierung von Menschen männlichen Geschlechts beseitigt werden, die sich als Frau fühlen, aber keine Periode bekommen können.**

Das ist die Politisierung von allem und jedem. Für Firmen ist das unglaublich schwierig. Sie versuchen zu zeigen, dass sie am Puls sind. Wenn der Takt ändert, müssen sie sich anpassen. Dabei übertreiben sie es. Viele Firmen meinen, dass sie als der böse Wolf betrachtet werden, als kapitalistisches Ungeheuer. Also suchen sie etwas, das ihnen Deckung gibt.

Weiteres Beispiel: der Gipfel für Lesben, Schwule, Bisexuelle, Transgender und Queer (LGBTQ) der amerikanischen Demokraten. Ein Neunjähriger meldet sich zu Wort und fragt die Präsidentschaftskandidatin Elizabeth Warren, wie sie geschützte Räume für Transsexuelle wie ihn an den Schulen sicherstellen wolle...

Und wie jeder im Raum klatschte Elizabeth Warren Beifall. Auch die Mutter dieses neunjährigen Transgender hätte nicht glücklicher sein können und strahlte ihr Kind an. In meinen Augen ist das krankhaft. Das müsste man thematisieren. Im letzten Kapitel meines Buchs schreibe ich über Transgender und bin dabei so vorsichtig wie möglich. Es gibt da plausible Argumente für Erwachsene. Aber ein neunjähriges Kind weiss in diesen Belangen nicht, was es will. Auf jeden Fall kann es keine lebensprägenden Entscheidungen treffen. Die Idee, dass ein Neunjähriger eine sexuelle Identität hat, ist grotesk, aber in der amerikanischen Kultur heute allgegenwärtig. Und die amerikanische Kultur schwappt über auf die restliche Welt.

**Die Studentenschaft an der Universität Oxford hat entschieden, das Klatschen als Zeichen des Beifalls durch stille Gesten abzulösen, damit akustisch empfindliche Personen nicht verletzt werden.**

Das ist das verwandte Thema der Verletzlichkeit. Es fährt im Seitenwagen der Social Justice Warriors, ist eine damit verwobene Haltung. Aber wenn einem das Klatschen schon zu viel ist, hat man es vermutlich schwer auf der Welt. Es ist ein Problem, dass wir heute vor jeder Verletzlichkeit einknicken. Klar kann man das Leben erträglicher machen, aber man bringt doch nicht alles weg, was irgendjemanden stört. Indem man das versucht, verschärft man leicht die Verletzlichkeit. Das sieht man ja auch an der derzeitigen Epidemie psychischer Erkrankungen.

**Viele Firmen haben heute den Eindruck, sie müssten sogenannte safe spaces einrichten, in denen ihre Mitarbeiter als Zugehörige einer Minderheit vor unerfreulichen Erfahrungen geschützt bleiben.**

Die Personalabteilungen dehnen sich immer weiter aus. Sie betrachten es als ihren Auftrag, Diversity im Unternehmen durchzusetzen.

Eines der wichtigsten Instrumente für die Social Justice Warriors sind nach Murrays Analyse die grossen Internetkonzerne. Während des Schreibens hat der Autor längere Zeit im Silicon Valley zugebracht und mit Kennern des Milieus gesprochen, darunter auch mit Mitarbeitern von Firmen wie Google oder Facebook.

Besonders sichtbar wird die politische Agenda des Silicon Valley bei der Google-Bild-



«In meinen Augen ist das krankhaft»: US-Präsidentschaftskandidatin Warren.

suche. Murray zitiert in seinem Buch mehrere Beispiele dafür. So wird bei der Suche nach «Physiker» zuerst das Bild eines weissen Physikprofessors gezeigt und unmittelbar danach das Bild einer schwarzen Physikdotorandin aus Johannesburg. Dem Nutzer soll offenbar gezielt die Vorstellung ausgetrieben werden, dass die meisten erfolgreichen Physiker weisse Männer waren – gegen das Stereotyp Albert Einstein. Ein anderes Beispiel: Wer nach Bildern von schwulen Paaren sucht, bekommt solche geliefert. Wer hingegen nach Bildern von heterosexuellen Paaren sucht, dem werden prominent immer wieder Bilder von homosexuellen Paaren eingestreut.

Auch bei der Textsuche werde manipuliert, so Murray. Der Starautor zückt sein Handy. Auf Englisch tippt er den Anfang einer Google-Suche ein: «Männer sind». Als ersten Vorschlag für die vollständige Suche zeigt ihm Google an: «Männer sind wie ein Bus». Irgendwo erscheint «Männer sind Hexen». Bei Frauen hingegen heisst es sofort: «Frauen sind toll» oder «Frauen sind schön».

Mit seinem Buch bewegt sich Murray an der vordersten Front eines erbitterten Kulturkampfes. An Universitäten wird er niedergeschrien, auf Youtube kommen seine Wortmeldungen in die «Quarantäne» – weil sie nach Auffassung von Google «Hass» verbreiten. Damit sind Beiträge gemeint, die dazu angetan seien, einzelne Gruppen aufgrund von «Eigenschaften wie Alter, Geschlecht, Rasse, Kaste, Religion, sexuelle Orientierung oder Veteranenstatus» zu «diskriminieren, zu segregieren oder auszuschliessen». Sie werden zur Strafe für Werbung gesperrt und kommerziell ausgetrocknet.

#### Wie sind Sie überhaupt auf das Verhalten von «Big Tech» aufmerksam geworden?

Ich habe ehemalige Mitarbeiter von Tech-Firmen getroffen, die mir gezeigt haben, was sie da gemacht hatten. Sie haben sich darüber grosse Sorgen gemacht. Das musste jetzt mal jemand aufzeigen. Es ist sehr besorgniserregend, weil die Leute keine Ahnung haben, was da abgeht.

#### Welchen Schaden richtet das an?

Im Kern geht es darum, die Vergangenheit umzuschreiben. Das ist ein echtes Problem. Wenn Sie die Geschichte verfälscht präsen-

#### «Sie werden versuchen, Trumps Gegenkandidaten – und sei es Satan – zur Wahl zu verhelfen.»

tiert bekommen, dann ziehen Sie auch für die Gegenwart die falschen Schlüsse. Die Firmen haben zahlreiche Möglichkeiten, um ihre Ideologie zu transportieren. Von weich bis hart. Das Beispiel, das ich Ihnen gezeigt habe: Frauen seien wundervoll, und Männer, nun ja, so ein bisschen Schrott. Das ist so ein Überkompensieren von Leuten, die der Meinung sind, dass wir in einem furchtbaren patriarchalen Albtraum leben. Ich denke nicht, dass das jungen Männern und Frauen hilft, miteinander eine gehaltvolle Beziehung aufzubauen. Es ist schwer genug für junge Menschen, mit sich selber und dem anderen Geschlecht zurechtzukommen. Auch ohne diesen Schleier aus Lügen, der vor ihnen aufgebaut wird.

**Youtube trocknet gewisse Inhalte kommerziell aus, indem sie für Werbung gesperrt werden. Man nennt es «Demonetarisierung».**

Fast habe ich den Eindruck, alles mit meinem Namen werde umgehend demonetarisiert. Als kürzlich mein Interview mit Dave Rubin [ein populärer amerikanischer Internetjournalist, Anm. d. Red.] online ging, sagte er zu mir: «Mann, Youtube muss dich wirklich hassen. Sie demonetarisieren alles mit deinem Namen innert einer Nanosekunde.»

#### Manche konservative Online-Stars haben sich zum sogenannten Intellectual Dark Web zusammengetan.

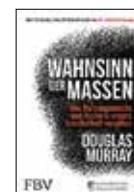
Eric Weinstein, der den Ausdruck erfunden hat, pflegt zu scherzen, ich sei die einzige Person im Intellectual Dark Web. Selber sehe ich mich nicht so. Ich schreibe seit zwanzig Jahren, auch für wichtige Magazine, und ich fühle mich nicht als Randfigur. Offenbar vertrete ich manchmal Meinungen, die bei einer bestimmten Art von totalitären Mochtegnensoren sehr unpopulär sind. Ihre einfachste Art, damit umzugehen, scheint – um in der Sprache der sozialen Medien zu bleiben – das Stummschalten zu sein. Da hat das eine zum anderen geführt. Die Idee war ja nie, dass Mark Zuckerberg plötzlich die Rolle des Weltensors ausfüllen muss.

#### Was kann man gegen diese Form der Zensur im Internet unternehmen?

Manche Leute arbeiten an Plattformen, die das vermeiden wollen. Das braucht es bestimmt. Es gibt ein neues Projekt, das bald online geht, aber ich kann darüber noch nicht sprechen. In die bestehenden Plattformen ist viel Doppelmoral hineinprogrammiert. Sie bevorzugen Exoten, die ihrer Meinung sind, und versuchen, konventionelle Personen stummzuschalten, die andere Ansichten haben. Sie probieren definitiv, die Debatte zu verzerren.

#### Wie werden sich die Internetkonzerne bei der bevorstehenden Präsidentschaftswahl in den USA verhalten?

Wer auch immer gegen Trump antritt: Sie werden versuchen, diesem Gegenkandidaten – und sei es Satan – zur Wahl zu verhelfen. Sie sind der absurden Vorstellung verfallen, dass die Wahlen 2016 und das Brexit-Referendum in Grossbritannien mit ein paar Facebook-Anzeigen von den Russen gesteuert wurden. Dadurch haben sie sich die Gelegenheit verbaut, herauszufinden, warum sie verloren haben, und ihren Kurs zu korrigieren.



Douglas Murray:  
Wahnsinn der Massen.  
Finanzbuch. 384 S. Fr. 39.90

# Vertrauen, Respekt, Selbstständigkeit

Wie man das Klassenzimmer menschlicher und erfolgreicher machen kann.

Von *Christine Brinck*

**E**hrgeiz, langer Atem und Kompetenz sind die unverzichtbaren Zutaten für den Erfolg. Gute Gene helfen, und gute Lehrer sind ein Muss. Die vielfach ausgezeichnete Lehrerin Esther Wojcicki, die ein geniales Medienprogramm für Oberschüler an der Palo Alto High School mitten im Silicon Valley entwickelt hat, erklärt in ihrem neuesten Buch, «Panda Mama», wie man Jugendliche grosszieht, die selbstbewusst ihre Aufgaben meistern.

Wojcicki hat kein Handbuch mit wohlfeilen pädagogischen Kalendersprüchen geschrieben. Die 78-jährige Mutter und Lehrerin hat alles ausprobiert, was sie hier erzählt. «Eltern», sagt die Berkeley-Absolventin «sind die ersten Lehrer ihrer Kinder.» Ihre drei Töchter, die in dem Buch immer wieder auftauchen, waren ihre ersten Schüler.

## Mentor statt Lehrerin

Diese drei Töchter sind hochehrgeizige Frauen. Susan, die älteste, ist die Chefin von Youtube, Janet, die mittlere, ist Professorin für Medizin, und Anne, die jüngste, ist CEO von 23andMe, einem Unternehmen für genetische Testverfahren. Glück muss man auch haben. Janet hat weiland den Google-Gründern die sprichwörtliche Garage vermietet, in der alles anfing. Anne hat Google-Gründer Sergey Brin geheiratet. Die Umgebung muss auch stimmen. Der Vater war Physikprofessor in Stanford. Gleich nebenan, in Palo Alto, konnten die Mädchen die besten öffentlichen High Schools Amerikas besuchen, wie sie überall im Dunstkreis von Elite-Universitäten entstanden sind.

Die Startbedingungen der Töchter waren weit günstiger als die der Mutter, die in sehr beengten Verhältnissen aufwuchs. Umso schwerer wogen die Pfunde, mit denen Wojcicki gesegnet war: Mumm, Selbstbewusstsein und Energie. So ergatterte sie ein Stipendium für das Studium an der UC Berkeley, dem Flaggsschiff der University of California. Zunächst arbeitete sie als Journalistin, lebte mit der Familie in Genf, während der Ehemann am Cern arbeitete. So lernten alle auch Französisch.

Zurück in Stanford begann sie an der Palo Alto High School Englisch und Journalismus zu unterrichten. Am Anfang gab es nur eine Schreibmaschine und sechzehn Schüler für ihren Journalismuskurs. Bald hatte sie die Schulbehörde überzeugt, acht Macs anzuliefern. Schüler und Lehrerin mussten zusammen das digitale Arbeiten lernen. Wojcicki hatte keine Ahnung, wie man eine Zeitung auf dem



*Revolutionäre Lernstrategie:* Mutter Wojcicki.

Bildschirm macht. Aber als «Mitschülerin» gewann sie alsbald das Vertrauen der Kinder. Die blieben nach Unterrichtsschluss freiwillig in der Schule, um ihre Zeitung *Campanile* zu produzieren. Jetzt sind aus sechzehn Schülern 600 geworden. Das alte Klassenzimmer wurde zum hochprofessionellen Medienzentrum, das zehn verschiedene Publikationen herausgibt. Die Blätter tragen sich selber durch Verkauf und Anzeigen.

Warum geriet gerade Journalismus zum Erfolgsprojekt? «Journalismus», notiert Wojcicki, «ist im digitalen Zeitalter *literacy*», die Fähigkeit zu lesen und zu schreiben. «Man muss ihn nur richtig in den Sprach- und Sozialkundeunterricht einbauen.» Die Schüler können ihre Neugier befriedigen, freilich auch Unkenntnis durch Recherche bewältigen. Sie lernen, Fake News von Fakten zu unterscheiden und wie man die analysiert und verknüpft. «Und sie lernen das Schreiben und digitale Techniken. Mehr nicht», ergänzt Wojcicki.

Wie hat sie es geschafft, den Unterricht so zu gestalten, dass ihre Schüler für ihr Fach brennen? «Guide on the side» heisst das Instrument – indirekte Führung. Betrachtet man Fotos aus ihren Klassenzimmer, fehlt da immer der Lehrer; die Schüler sind miteinander in Grüppchen beschäftigt. Sie machen ihre Zeitungen, sie gehören ihnen. Die kumpelhaft «Woj» (aus-

gesprochen: Wudsch) genannte Lehrerin ist nur der Mentor an ihrer Seite. Dieser steht nicht nur mit Rat, sondern auch mal mit einem Topf Spaghetti oder einem Tablett voller Bagels bereit, wenn der Redaktionsschluss in den Abend geht. «Von der Seite unterrichten» heisst Selbstständigkeit und Teamwork anstossen. «Je mehr man den Kindern abnimmt, desto weniger selbstbestimmt handeln sie», erklärt Wojcicki. Das setzt gegenseitiges Vertrauen und Respekt zwischen Lehrern und Schülern voraus.

«Woj» fasst das Erfolgsrezept in einem Wort zusammen: «Trick» – T für *trust* (Vertrauen), R für Respekt, i für *independence* (Selbstständigkeit), c für *cooperation* und k für *kindness* (Freundlichkeit). Dieser «Trick» ist das Geheimnis des Erfolges. Freilich müssten dafür viele Lehrer ihre Denkart ändern. «Kindererziehung», schreibt Wojcicki, «gibt einem selber die grösste Chance, sich als Mensch weiterzuentwickeln.» Denken so Lehrer? Vertrauen in die Schüler setzt einen Engelskreis in Gang. Wird ihnen vertraut, vertrauen sie auch sich selber; sie riskieren mehr, um sich zu bewähren.

## Hochmotivierte Schüler, ehrgeizige Eltern

Wojcicki hat in 35 Jahren Schulpraxis ihren «Trick» ständig überprüft, Fehlschläge eingeschlossen. Auch die Schüler sollen lernen, dass Scheitern nicht das Ende ist. Dafür braucht es eben Mumm, um immer wieder Neues auszuprobieren. Wojcicki hat erfolgreiche Töchter, die sie in diesem Buch immer wieder als Beleg anführt. «Panda Mama» ist der deutsche Titel ihres Buches. Das soll zumindest dem deutschen Leser das Gegenstück zur «Tigermutter» von Amy Chua, dem Inbegriff der Helikoptermutter, suggerieren.

Der Originaltitel ihres Buches lautet «How to Raise Successful People»: Wie man erfolgreiche Menschen grosszieht. Ein gemütlich Bambus kauendes Pandaweibchen ist Esther Wojcicki nicht. Sie gibt, aber fordert auch viel. Sie reist mit ihrer «Trick»-Botschaft um die Welt, gerade wurde sie in Singapur gefeiert. Ihre Schüler sind Beweis genug, dass «Trick» funktioniert. Die Töchter hätte es als Beweis nicht einmal gebraucht. Welche Rolle indes eine Schule wie Palo Alto High School spielt, die nur hochmotivierte Schüler mit ehrgeizigen Eltern beherbergt, wird nicht untersucht. Funktioniert «Trick» auch in Problemvierteln, wo die Kinder eher hungrig auf ein Frühstück als aufs Lernen in die Schule kommen? Wenn «Trick» auch in solchen Schulen funktionierte, hätte Esther Wojcicki wirklich eine revolutionäre Lernstrategie erfunden.



Esther Wojcicki:  
Panda Mama – Wie man glückliche  
und selbstbewusste Kinder grosszieht.  
Ullstein. 347 S., Fr. 25.90

# Ich tanzte mit Dürrenmatt, bis er umfiel

Als Tochter eines literarischen Elternhauses traf ich Schweizer Geistesgrößen von Friedrich Dürrenmatt und Hugo Loetscher bis zu Peter Bichsel. Die Erinnerungen gehören zu den schönsten meines Lebens. *Von Christina Linhardt*

Sein Kakadu hiess Lulu. An die Wände des Gäste-WC waren Augen gemalt, die einen beobachteten. Im Gästezimmer, wo ich schlief, lagen Kuhfelle auf dem Bett, und an den Wänden hingen viele der von ihm gemalten Bilder wie in einer Galerie: seltsame, groteske Szenen. Aus der Kindheit sind uns die Ereignisse und Bilder am stärksten in Erinnerung, die bei einem Kind besonders viel auslösen. Meine Eltern sagten mir, dieser Freund unserer Familie, Friedrich Dürrenmatt, sei ein berühmter Schweizer Dramatiker. Mein Vater behauptete sogar, er gelte als «der Schweizer Shakespeare».

Fritz, wie wir ihn nannten, sprach langsam und atmete dabei schwer. Er war dick und bleich, und von seinem Haar waren nur noch ein paar helle Strähnen übrig. Seine Frau hiess Lotti. Wir besuchten sie jeden Sommer, wenn wir in die Schweiz fuhren. Sie waren 1981 in Los Angeles mehrere Monate lang unsere Gäste gewesen, im Rahmen des «Swiss Writers in Residence»-Programms, das mein Vater an seinem Max Kade Institute an der University of Southern California (USC) begründet hatte.

Mein Vater, Cornelius Schnauber, war in der Nähe von Dresden aufgewachsen und flüchtete als junger Mann in den Westen, um an der Universität Hamburg zu studieren. Während er an seiner Dissertation arbeitete, unterrichtete er eine Gruppe amerikanischer Studentinnen und Studenten der Universität Stanford. Eine davon war meine Mutter Judy. Die beiden verliebten sich, und er folgte ihr in die USA. Sie liessen sich in der so sonnigen wie verkommenen Filmmetropole Los Angeles nieder, wo mein Vater an der USC eine Professur für deutsche Literatur erhielt.

## Tischfussball mit Willi Ritschard

Doch da er an Europa hing, kehrten wir jeden Sommer dorthin zurück, besuchten Angehörige in Deutschland, verbrachten ein paar Wochen in Wien und dann zwei Monate in der

atemberaubend schönen Schweiz, wo wir ehemalige Swiss Writers in Residence besuchten und mögliche Anwärter trafen. Als Schülerin in Los Angeles, die jeden Sommer ins Ausland reiste und all die literarischen Gäste meines Vaters kennenlernte, dachte ich, jedes Kind

Mar»-Hotels in Santa Monica unter, in der Nähe des Ocean-Park-Viertels, wo früher Emigranten wie Bertolt Brecht oder Fritz Lang in ihrem «paradiesischen Exil» spazieren gegangen waren. Mit meinen sechs Jahren bekam ich mit, dass Herr Ritschard Präsident eines Landes war, das ich sehr liebte wegen der Landschaften, der Schokolade, des Eistees und der Kantonswappen. Mein älterer Bruder Tom blickte bewundernd zu ihm auf und flüsterte: «Stell dir vor, der hat schon mehrere Herzinfälle gehabt, und dabei sieht er so stark aus.»

Nach Willi und Gretis Aufenthalt blieben unsere Familien eng befreundet, und mit Willis Sohn Rolf machten wir im Sommer öfter einen Häusertausch. Dabei hatte ich immer das Gefühl, wir hätten das bessere Geschäft gemacht: Unser Haus war eine städtische Schuhschachtel in einem Teil von West Los Angeles, wo kaum etwas los war, nahe beim Freeway 405. Wir aber durften jeweils in einem zwei-stöckigen Schweizer Haus wohnen, das einen Keller und eine meist wunderbare Aussicht hatte. Wir kamen immer wieder nach Luterbach, und Rolfs Frau Christa zeigte mir, wie man im Garten Pfefferminz ernten konnte; ihre grossen braunen Augen leuchteten, wenn sie lebhaft in einem Schweizer Dialekt auf mich einredete, den ich kaum verstand.

Willi spielte mit uns Kindern jeweils Tischfussball. Er war warmherzig und liebevoll, schaute einem in die Augen und lächelte, wenn er einem zuhörte, als gäbe es für ihn nichts Wichtigeres, als seine ungeteilte Aufmerksamkeit kleinen Kindern zuzuwenden. Obschon wir nicht religiös waren, machte ich ihn insgeheim zu meinem Patenonkel. Und dann, 1983, starb er plötzlich. Ich erinnere mich, dass meine Mutter sagte, er sei doch erst 65, in der Blüte seines Lebens (allerdings kam mir 65 damals nicht sonderlich jung vor) und habe doch gerade erst seinen Rücktritt gegeben, um das Leben zu geniessen. Vor seinem Tod gelang es meinem Vater noch, ihn mit Dürrenmatt be-



Christina Linhardt (vorne) mit Ehepaar Dürrenmatt (l.) und ihren Eltern (r), 1981.

habe einen Swiss Writer in Residence, ähnlich wie einen Lieblingonkel, einen Paten oder einen echten Weihnachtsmann.

Die Schriftsteller faszinierten mich von Anfang an. Ich beobachtete sie jeweils beim Essen: Jeder klang anders, und jeder hatte seine eigenen gepflegten Manierismen, Eigenheiten und Charakteristiken. Als wären sie Figuren aus einer ihrer eigenen Geschichten oder aus einem Märchen.

Ich war noch ziemlich klein, als wir Bundesrat Willi Ritschard und seine Frau Greti in einer tropisch anmutenden Atrium-Lobby im Stil der fünfziger Jahre begrüsst. Mein Vater brachte seine Gäste immer in Suiten des «Cal

kanntzumachen, dem er noch nie begegnet war. Ich kann mich erinnern, dass mein Bruder beim Spazieren aufgeregt Fotos von dieser «historischen Begegnung» machte.

### In Dürrenmatts Jet zum Grand Canyon

Fritz lebte zum Glück länger, aber Lotti starb leider 1983. Nie werde ich ein Erlebnis vergessen, an dem sie und Fritz uns hatten teilhaben lassen: Als sie in Los Angeles weilten, wollten sie den Grand Canyon im Nachbarstaat Arizona besichtigen. Mit dem Auto dorthin zu fahren, hätte einen ganzen Tag gebraucht, also charterten sie ein Privatflugzeug. Ich war an so kleine Flugzeuge nicht gewöhnt, weshalb mir furchtbar übel wurde, aber es war natürlich aufregend, einen Piloten und eine Mannschaft ganz für uns allein zu haben. Der Tag war leider neblig, weshalb der Ausblick nicht so spektakulär wie erhofft ausfiel; dennoch hat sich mir die Erinnerung daran unauslöschlich eingeprägt.

In Neuenburg genossen Fritz und mein Vater jeweils nächtelang die Weine aus der erlesenen dürrenmattschen Sammlung. Ich nehme an, er war nicht der einzige Schweizer, der seinen Luftschutzkeller zum Weinkeller umfunktionierte. Im Sommer 1983, als ich neun war, bekam ich heftige Bauchschmerzen. Als wir eines Abends mit Fritz in einem Restaurant assen, wurden die Schmerzen so schlimm, dass ich in ein Krankenhaus gebracht wurde. Man sagte mir, Fritz lasse seinen Leibarzt aus den Ferien einfliegen, damit dieser sich um mich kümmere. Ich erinnere mich, dass ich in einem Krankbett lag und eine Schwester verzweifelt nach einer Vene in meinem Arm suchte. Sie hatte furchtbar Angst, ich könnte losheulen, während sie erfolglos in meinem Arm herumstocherte.

Doch ich fand das eher lustig, Nadeln machten mir nichts aus. Schlagartig wurde alles schwarz. Danach fand ich mich beduselt in einem Krankbett wieder, ich stöhnte, mir war nicht wohl, ich wusste nicht, was in meinem Körper und in meinem Kopf los war.

Am nächsten Morgen war mein Kopf wieder klar. Eine sehr nette, blonde britische Krankenschwester erklärte mir, man habe mir den Blinddarm rausgenommen. Im Zimmer waren üppige Blumensträuße, geschickt von verschiedenen Neuenburger Institutionen wie zum Beispiel dem Hotel «Beaulac». (Offenbar war bekanntgeworden, dass das Kind von Friedrich Dürrenmatts Gästen ins Kranken-

haus eingeliefert worden war.) Eine mir unbekannte Frau besuchte mich mit ihrer kleinen Tochter, brachte mir Plüschtiere und sprach mit mir, als würde sie mich kennen. Das war merkwürdig und tröstlich zugleich, und ich fragte mich, ob ich vielleicht im Körper und im Leben von jemand anders aufgewacht sei.

Als ich aus dem Krankenhaus entlassen wurde, kam ich zurück in das dürrenmattsche Anwesen, das aus zwei nebeneinanderliegenden Häusern bestand. An der Wand des Arbeitszimmers war ein Riesengemälde mit düsteren Figuren. Der Kakadu Lulu war immer noch da. Auf seiner Telefonrechnung hatte Fritz einen Anruf nach Australien entdeckt. Das wunderte



Ehepaare Ritschard (l.) und Schnauber (r.) im Disneyland, um 1980.

ihn, da er nicht wusste, wen er in diesem Land kannte oder wer aus seiner Familie dort angerufen haben könnte. Wie sich herausstellte, hatte Lulu herausbekommen, wie sie den Telefonhörer von der Gabel schubsen und mit dem Schnabel eine Nummer wählen konnte.

### Fritz' gewagtes Manöver

Wir verbrachten wunderbare Tage. Den Schweizer Nationalfeiertag feierten wir mit Dürrenmatt und seinen Freunden, und wir sahen das spektakulärste Feuerwerk, das ich je erlebt hatte. Da konnte nicht einmal Disneyland mithalten. Einer seiner Freunde, ein alter Professor, nannte mich immer «die kleine Prinzessin».

Ein andermal gingen wir segeln auf der Jacht eines Freundes. Ich durfte sie vom Neuenburgersee durch den Kanal in den Bielersee steuern. Am selben Abend besuchten wir ein extrem schickes Restaurant an Bord eines Schiffs, wo wir ein Sechs-Gang-Menü assen. Es gehört bis heute zu den drei besten Mahlzeiten meines Lebens.

Auf einem unteren Deck gab es eine Disco. Ich hörte die Musik und sah Leute tanzen. Ich war erst neun, aber ich wollte mich unbedingt wie ein Teenager fühlen und mittanzen. Ich bat meine Mutter, einen der Männer am Tisch dazu aufzufordern, mit mir zu tanzen. Sie weigerte sich. Dürrenmatt bemerkte, dass ich eindringlich auf sie einredete, und fragte: «Was will sie?» Meine Mutter antwortete: «Sie fragt, ob sie mit dir tanzen darf.» Fritz, der wohl schon einiges getrunken hatte, legte seine Serviette hin und sagte: «Natürlich.» Er stand auf und geleitete mich nach unten. Mein Vater, der als Zuschauer mitkam, erzählte mir später, wie die Leute aufgemerkt hätten, als Friedrich Dürrenmatt die Tanzfläche betreten habe. Wir beide legten eine Kesse Sohle aufs Parkett, bis er bei einem gewagten Manöver strauchelte. Damit nahm unsere Lustbarkeit ein jähes Ende, doch dank Fritz hatte ich in einer richtigen Erwachsenen-Disco getanzt.

Hugo Loetscher war einer der ersten Swiss Writers in Residence. Nach seinem Aufenthalt bei uns in Los Angeles besuchten wir ihn jedes Jahr. Ich assoziierte Hugo immer mit der Konditorei Teuscher, denn er wohnte nur wenige Meter von ihr entfernt. Sie war für mich wie etwas aus einem Märchen, mit all den Papierblumen und sonstigen Deckendekorationen. Zu meiner grossen Freude hat das auf Truffes spezialisierte Geschäft unter-

dessen einen Ableger in meiner Nachbarschaft in Beverly Hills, und auch dieser Laden ist so üppig dekoriert. Hugo war lustig und hatte einen dicken Bauch – wie ein kettenrauchender schwuler Weihnachtsmann.

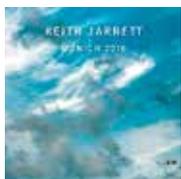
Der Arzt und Schriftsteller Walter Vogt und seine Frau Elisabeth hatten ein Ferienhaus am Murtensee. Sie besuchte ich besonders gern. Das waren immer sehr sinnliche Erlebnisse: Wir gingen schwimmen im See mit seinem sumpfigen, matschigen Ufer, und Elisabeth machte köstliche Mont-Vully-Kuchen mit *crème de la Gruyère*. Ihr honigfarbenes Kraushaar war auf dem Kopf aufgetürmt, und sie war immer so fröhlich. Ich fühlte mich entspannt und wohl

# Jarrett, no limits

Von Peter Rüedi

Die Allmachtsfantasien des Virtuosen: Keith Jarrett steht, zumal in seinen Solokonzerten, die einen wichtigen Teil seines Œuvre ausmachen, in einer langen Tradition. Wer Kunst als einen Schöpfungsakt versteht («aus Nichts etwas schaffen»), wie es bei Racine sinngemäss heisst, gerät schnell in eine Zone, wo die Grenzen zwischen Blasphemie, Selbstüberhebung und Selbstbehauptung verschwimmen. Zumindest für das Publikum, dem Jarrett ja, durchaus folgerichtig, bei seinen Solo-Ritualen ein geradezu unterwürfiges Wohlverhalten abverlangt. Der Virtuose stand seit je im Verdacht, mit dem Teufel im Bund zu stehen. Wie auch immer, sein Hang zum Grenzenlosen bestimmte Jarretts Solokonzerte seit Anbeginn. Die waren zuerst zusammenhängende, aus dem Schweigen geborene und dann von Einfall zu Einfall gleitende, radikal improvisierte pianistische Statements, unterbrochen nur durch eine Pause. Mit der Zeit wandelten sie sich zu kleinteiligeren, in den einzelnen Parts scharf konturierten suitenartigen Exkursen, die den rauschhaft ekstatischen Sog, den das legendäre «Köln Concert» zu einem Welterfolg machte, einer Kunst opferten, die sich eher dem Begriff des *instant composing* annäherte.

Ein absoluter Höhepunkt dieser anderen Art von Piano-Solo-Rezitals ist ein Konzert, das Jarrett zum Schluss einer Europatournee 2016 in der Münchner Philharmonie gab und das jetzt bei ECM integral auf zwei CDs vorliegt: zwölf Teile plus drei hinreissende Zugaben aus dem Standards-Bereich. Eine unvergleichliche Abfolge von unterschiedlichsten, das Publikum immer überraschenden Aggregatzuständen: von furiosen, frei rauschenden Ausbrüchen über intensive, sparsam tastende improvisatorische Selbstversicherungen, komplex spannungsgeladene sperrige Miniaturen, entspannt bluesig oder soulartig repetitiv rockende Grooves zu kinderliedartigen Lyrismen, zauberhaften impressionistischen Malereien und eigenen Standards. *No limits*, auch stilistisch und musikhistorisch. Mit höchster dramaturgischer Intelligenz zu einer spannenden Abfolge gebunden.



Keith Jarrett:  
Munich 2016.  
ECM 2667

in Gesellschaft von Walter Vogt, der behauptete, die Wolkenkratzer von Los Angeles erinnerten ihn an die Alpen.

Umgekehrt fühlte ich mich leider unwohl, wenn wir den Filmregisseur Franz Schnyder besuchten: Er hatte einen so durchdringenden, stechenden Blick. Aber meine Eltern mochten ihn sehr und besuchten ihn auch noch in der psychiatrischen Klinik, wo er sterben sollte.

Die Gomringers lebten in Deutschland, in Wurlitz, und sie waren wie Verwandte. Nortrud, Eugens zweite Frau, eine Germanistikprofessorin und Archivarin, vermittelte mir immer das Gefühl, sie nehme mich ernst, da sie mit mir wie mit einer Erwachsenen sprach. Die Gomringers waren immer grosszügig und überliessen uns ihr Gästehaus. Nortrud, eine hervorragende Köchin, kochte jeden Tag, ihre Tochter Nora und ich waren Spielkameradinnen. Sie war ein paar Jahre jünger als ich und eines der charismatischsten, schönsten und frühreifsten Kinder, die mir je begegnet sind. Mittlerweile ist sie zu einer brillanten Figur der zeitgenössischen Lyrikzene geworden.

Einmal lud uns die Familie Schneider für ein paar Sommertage in ihr Ferienhaus in Zermatt ein. Urs Schneider war der Hausarzt der Familie Ritschard. Er und seine lebenswürdige Frau Rita hatten fünf Kinder. Ich fühlte mich wie im Himmel: Das Haus war luxuriös und modern, in der Nähe war das Matterhorn, und ich verliebte mich in all die hübschen Kinder, die freilich alle mehrere Jahre älter waren als ich.

## Wunderland Schweiz

Lustig war es jeweils auch bei Peter Bichsel: Er war ein richtiger Bohémien, konnte ein hervorragendes Pesto zubereiten und hatte zwei Hunde, sabbernde Boxer, mit denen wir jeweils Fussball spielten.

Als ich ein Teenager war, kamen Iso Camartin und Nicolas Bouvier in das Institut meines Vaters an der USC. Zu diesem Zeitpunkt konnte ich bereits Auto fahren und war entsprechend unabhängig. Iso und ich besuchten jeweils den «Catalina Jazz Club», weil er echten Central Avenue Sound der dreissiger und vierziger Jahre hören wollte. Oder wir gingen an ein Folk-Konzert im Topanga Canyon, wohin es die Hippies von Südkalifornien zog.

In mancher Hinsicht habe ich durch Iso erst meine Heimatstadt kennengelernt. So gingen wir auf Empfehlung des Schweizer Konsulats in die legendäre Gospelkirche FAME, was für First African Methodist Episcopal Church steht. Sie existiert seit 1872, ist damit die älteste von Schwarzen gegründete Kirche von Los Angeles und hat den besten Gospel-

chor und die beste Begleitband westlich des Mississippi.

Isos Lieblingsritual war es, den ganzen Sunset Boulevard entlangzufahren, vom Anfang in East Hollywood über den berühmten Sunset Strip, das schicke Beverly Hills und das reiche Pacific Palisades mit seiner üppigen Vegetation bis zur Einmündung in den Pacific Coast Highway, welcher der Meeresküste entlangläuft.

Maximilian Schell war zwar nie ein offizieller Swiss Writer in Residence, doch mein Vater sorgte dafür, dass er an der USC Gastvorlesungen halten konnte. In meinem letzten Jahr an der Highschool durfte ich mit

Max in einem Stück mit dem Titel «Goethe's Faust Comes to Grand Avenue» auftreten. Grossen Spass machte es Max, meinem Vater und mir, mit einer Redaktorin des Stadtmagazins, Christine Spauka Conner, Bars und Partys in Los Angeles abzuklappen. Und als der Schriftsteller Jörg Steiner 1996 zu Besuch kam, war ich bereits an der Uni, so dass er und mein Vater, wenn sie sich langweilten, mich in meiner Wohnung anriefen und fragten, ob ich Lust habe,

mit ihnen auszugehen.

Bevor mein Vater in den Ruhestand trat, holte er als Letzte Gabrielle Alioth ans Max Kade Institute. Ich hatte sofort das Gefühl, mein Leben lang schon mit ihr befreundet gewesen zu sein. Wir gingen oft zusammen essen oder in eine Show, und sie kam auch zu manchen meiner Auftritte. Sie lud mich sogar zu sich nach Irland ein, als ich dabei war, meine zweite CD «Voodoo Princess» abzuschliessen. Ich streifte durch ihr zauberhaftes smaragdgrünes Anwesen, sang ihren Eseln etwas vor, hoffte, am Ufer des glitzernden Flusses den Anblick einer Fee oder eines Kobolds zu erhaschen.

All dieser Erlebnisse wegen wird für mich die Schweiz immer das magischste Land der Welt sein. Ich komme so oft wie irgend möglich, sauge mich voll mit seiner klaren Luft, der Schönheit der Berge und Seen und erstarre in Ehrfurcht vor der Schönheit der Erde und von Mutter Natur, deren Inbegriff für mich dieses unglaubliche Land, die Schweiz, ist.

Christina Linhardt ist Schauspielerin, Sängerin, Autorin und Produzentin in Los Angeles. Sie stand mit Maximilian Schell auf der Bühne und begegnete zahlreichen Autoren und Politikern aus der Schweiz in Hollywood und in deren Heimat. Den vorliegenden Text hat sie exklusiv für die *Weltwoche* verfasst.

Aus dem Amerikanischen von Thomas Bodmer



Autorin Linhardt mit  
Maximilian Schell, 1999.

# Suchen Sie nach einer Geschenkidee für Ihre Liebsten?

Dann schenken Sie doch ein Abonnement der *Weltwoche*.  
Die *Weltwoche*, die andere Sicht aus der Schweiz auf die Welt.  
Und auf die Schweiz!

Schreiben Sie uns bis zum 16. Dezember 2019, wen Sie beschenken wollen.  
Sie erhalten von uns eine Geschenkkarte, die Sie zu Weihnachten  
überreichen können.

Ein nachhaltiges Geschenk, das ein ganzes Jahr  
lang Freude bereitet.

## So funktioniert:

Schreiben Sie uns ein Mail an [geschenkabo@weltwoche.ch](mailto:geschenkabo@weltwoche.ch).

Wir brauchen Ihre Adresse, die Adresse der beschenkten Person  
und die gewünschte Aboart:

Jahresabo für Fr. 346.– oder Halbjahresabo für Fr. 199.–.

Wir starten die Lieferung an die beschenkte Person mit der ersten Ausgabe  
im neuen Jahr, so dass die Überraschung an Weihnachten gelingt!

## Gutes tun und Gutes erfahren:

Wenn Sie Abonnent der *Weltwoche* sind und bei dieser Weihnachtsaktion  
mitmachen, **verlängern wir Ihr eigenes Abo kostenlos** um einen Monat!



**DIE WELTWOCHTE**

# Boulevard in den Dschihad

Im frankophonen Theater hat sich der Genfer Dramatiker Dominique Ziegler einen Namen gemacht. Seine jüngste deutschsprachige Inszenierung «Der Weg ins Morgenland» handelt vom Islamismus. Ziegler steht für ein engagiertes Volkstheater, das unterhalten und aufklären will. *Von Jürg Altwegg*

**W**ir treffen uns an einem sonnigen Nachmittag in einem Dorf in der Genfer Landschaft. Aus gegebenem Anlass: Dominique Ziegler, 49, erlebt seine Premiere im deutschsprachigen Theater. In Biel und Solothurn wird «Der Weg ins Morgenland» aufgeführt. Mehr als ein Dutzend Stücke hat Ziegler in den vergangenen zwanzig Jahren geschrieben. Sie wurden in Avignon und Paris, in der Westschweiz, in Brüssel und Afrika gezeigt. Im Klassikerverlag Slatkine erscheinen sie in gedruckter Form in einem Band: «Théâtre complet 2011–2017». Der Dramatiker bringt die brennenden gesellschaftlichen Probleme auf die Bühne. Auch der grossen Männer der Geschichte nimmt er sich gerne an. Er arbeitet an einem Stück über Cäsar und die von ihm massenhaft massakrierten Helvetier.

**Sie haben hier an diesem schönen Ort Ihre Kindheit als Sohn von Jean Ziegler erlebt?**

Das Haus gehörte einer Gemüsegärtnerin, die kinderlos geblieben war. Jean konnte es günstig erwerben. Hier bin ich aufgewachsen, auf dem Land.

**Wie haben Sie die Anfeindungen erlebt? Sie gab Todesdrohungen gegen ihren Vater.**

Ich lebte mein Leben, ich kannte nichts anderes. Ich erinnere mich an eine gewisse Schizophrenie. Es ist idyllisch hier, die Leute im Dorf sind sehr sympathisch. Auch mit politisch Andersdenkenden lebt man hier im Frieden. Aber natürlich spürte ich die Spannungen, die Leitartikel in den Zeitungen waren sehr aggressiv. Jean war so etwas wie der Volksfeind Nummer eins. Dass es Todesdrohungen gab, dass ich auf dem Schulweg bewacht wurde, habe ich erst später erfahren. Erinnern kann ich mich an anonyme Anrufe – «Hau ab nach Moskau». Als Jugendlicher war ich *anti-flic* und peinlich berührt, wenn mich Freunde meines Vaters fragten, ob ich noch immer unter Polizeischutz stehe. Früh habe ich begriffen, dass mit den Banken etwas Besonderes los war.

**Welche Rolle spielten seine politischen Überzeugungen in Ihrer Erziehung?**

Viel wichtiger waren die Reisen nach Afrika und Lateinamerika. Sie waren die Schlüsselerlebnisse meiner Jugend. Auch die Tat-

sache, dass meine Mutter Araberin ist, hat mich geprägt. Wir waren in der Sahara, bei den Pygmäen im Kongo. In Burkina Faso haben wir Thomas Sankara besucht, der 1987 ermordet worden ist. Das alles war für mich als Kind fast alltäglich – erst später wurde mir bewusst, wie aussergewöhnlich solche Begegnungen sind. Auch die Diskrepanz zwischen dem Respekt, der Jean in Afrika entgegengebracht wurde, und der Feindlichkeit zu Hause war für mich Teil dieser Schizophrenie.

**Waren Sie mit Ihrem Vater bei Gaddafi?**

Nein, und ich bedaure es nicht. Sankara ist mir näher, die Vertrautheit mit Afrika sehr wichtig. Über Afrika schrieb ich mein erstes Stück.

**Und Lateinamerika?**

Wir waren in Kuba, in Brasilien. Als ich zwanzig wurde, reiste ich allein nach Chile, Bolivien, Kolumbien. Ich hatte den Background der Geschichte präsent. Wir hatten viele Flüchtlinge aus Chile, auch aus Argentinien bei uns zu Hause, und auf meinen Reisen besuchte ich Menschen, die bei uns gewesen waren.

**Sie sprachen von Ihrer *anti-flic*-Jugend. Waren Sie sehr rebellisch?**

Ich bin es noch immer. Was wir damals an Gewalt einsteckten, davon bleibt schon etwas. Ich hatte Probleme mit der Gesellschaft. Es war für mich unvorstellbar, einen «normalen» Beruf zu erlernen. Als Sohn von Jean Ziegler schloss ich eine akademische Laufbahn und eine politische Karriere von vornherein aus. Ich wollte nicht zu seinem Klon werden.

**Sie wurden Dienstverweigerer.**

Ich hätte es werden sollen. Aber blöderweise ging ich ins Militär. Ich bin Pazifist, mit den Waffen, der Autorität, der allgemeinen Dummheit der Armee konnte ich mich nicht abfinden. Ich haute ab.

**Und Sie lebten längere Zeit in Paris.**

Zunächst lebte ich in Genf und in der Hausbesetzerszene. Es gab viele Wohngemeinschaften, wir probten neue Utopien mit allen Widersprüchen, die dazugehören. Da lernte ich Theaterschaffende kennen. In Paris machte ich Strassentheater und Praktika. Nach meiner Rückkehr übte ich unterschiedliche Jobs aus, arbeitete für Meinungsumfragen, als Sandwichmann, als wandelnde Plakatsäule. Gleichzeitig besuchte ich eine Theaterschule.



«Es gibt nur Verlierer»: Dominique Ziegler.

**Sehen Sie sich als engagierten Dramatiker?**

Der Begriff ist obsolet geworden. Aber natürlich hat jeder Dramatiker eine politische Funktion. Auf der Bühne findet die Katharsis der Gesellschaft statt, der Autor bringt die Konflikte und Instinkte der Menschen zur Aufführung. Das ermöglicht eine Debatte. Bei meinen Stücken sitzen immer viele politisch Rechtsstehende im Saal. Ich betreibe keinerlei linke Agitation oder Propaganda. Ich benutze die Möglichkeiten der Unterhaltung. Alle sollen sich betroffen fühlen. Ich will die Welt befragen und zeigen. Eine Geschichte erzählen. Darin unterscheide ich mich von den zeitgenössischen Autoren. Sie schreiben nicht für das Volk, sondern für eine kleine Minderheit. Sie befassen sich bemerkenswert oft mit den «grands hommes» der Geschichte – Lenin, Molière, Rousseau, Calvin...

In meinem ersten Stück geht es um einen französischen Präsidenten und einen afrikanischen Diktator. Der Weisse ist unschwer als Chirac oder Mitterrand zu identifizieren, den Schwarzen kann man sich als Mobutu [den ehemaligen Präsidenten der Demokratischen Republik Kongo] vorstellen. Wir haben «N'Dongo revient» mit einem Budget von zweitausend Franken im Keller eines Restaurants inszeniert, ich habe auch Regie geführt. Zwei Schauspieler kommen zum Einsatz, als Requisiten werden zwei Fauteuils gebraucht. Die Satire auf die französische Afrikapolitik zeigt, wie die Franzosen die postkolonialen Despoten einsetzen und wie sie von ihnen erpresst werden. In der Westschweiz wurde sie zu einem der spektakulärsten Erfolge des Off-Theaters. Es gab mehr als zweihundert Vorstellungen. Weitere Stücke thematisieren das Unbehagen des Westens – am Beispiel des Suizids – oder die Welt der Werbung. Über die Ausrottung der Indianer habe ich einen Western geschrieben und inszeniert.

**Auch Ihr «Calvin» wurde vom Publikum begeistert aufgenommen.**

Es handelte sich um einen Auftrag zum 500. Geburtstag, den ich widerwillig annahm. Der Figur und generell der Religion gegenüber hatte ich grosse Vorbehalte. Doch unvermittelt entdeckte ich ein Universum, das ich nicht kannte. Mir wurde die Komplexität der Gesellschaft bewusst. Die Arbeit an «Calvin» hat mir die Versöhnung mit Genf und dem Protestantismus ermöglicht. Mit ihnen kann man die moderne Schweiz verstehen, es gibt einen direkten Bezug von Calvin zum Bank-



Wahrheit und Verlogenheit: Zieglers «Weg ins Morgenland».

geheimnis. Ich habe begriffen, dass wir bei allen Unterschieden eine Gemeinschaft sein können – wie ich sie aus Afrika kannte.

**Bei «Pourquoi ont-ils tué Jaurès?» geht es um die linken Lebenslügen.**

Ich habe entdeckt, dass der Verrat der Sozialisten an den linken Idealen nicht mit Mitterrand begonnen hat. Mitkämpfer von Jean Jaurès opferten sie ihrem Ehrgeiz, Minister zu werden. Was ich ebenfalls begriff: In der Dritten Französischen Republik war die Linke genauso antisemitisch und kolonialistisch wie die Rechte.

**Sie zeigen auch Lenins Widersprüche auf.**

Es sollte kein Stück für das Zentralkomitee der Arbeiterpartei werden. Mir ging es darum, diese komplexe Figur Leuten zu vermitteln, die keine Historiker sind. Wer war Lenin, welches waren seine Ideale –

---

**«Der Zuschauer soll durchaus ein bisschen verwirrt und zum Denken angeregt werden.»**

---

warum und wann ist es schiefgelaufen? Wie kam es zur Diktatur und zum Gulag? Die Sowjetunion ist zu Ende, der Kapitalismus hat gewonnen – aber er fährt die Welt an die Wand. Was kann ihn ersetzen? Aus dem Scheitern von Lenins Utopie kann man viel lernen.

**Einen Skandal gab es um Ihr erstes Stück.**

Micheline Calmy-Rey wollte damals der Pro Helvetia ein bisschen Konkurrenz machen und ihre Aussenpolitik mit kulturellen Manifestationen zu den Menschenrechten anreichern. Landeswerber Nicolas Bideau bot uns an, «N'Dongo» in Afrika zu zeigen; wir hatten bereits erste Kontakte geknüpft, ein Festival wollte uns einladen. «Es ist doch viel angenehmer, mit dem Diplomatenkofferchen zu reisen», lockte Bideau. Er organisierte Gastspiele in Mali und Burkina Faso. Pikanterweise sollten unsere Auffüh-

rungen zum Zeitpunkt des Frankophonie-Gipfels in Ouagadougou stattfinden, für den Jacques Chirac und alle afrikanischen Diktatoren angekündigt waren. Das Westschweizer Fernsehen wollte die Machthaber filmen und mit Szenen aus unserer Satire garnieren; Bideau hatte die gesamte Presse mobilisiert. Doch er bekam es plötzlich mit der Angst zu tun und erklärte uns, Calmy-Rey habe die Tournee abgesagt. Der Rückzug wurde mit nicht existierenden Gefahren begründet. Ich war umso wütender, als wir unser eigenes Projekt abgeblasen hatten. Später erfuhr ich, dass sich die Schweizer bei den Franzosen erkundigt hatten. Diese hatten gar nichts gegen das Stück, das zwei Monate lang in Paris gespielt worden war. Aber wenn man sie schon frage... Die Schweizer Diplomaten in Frankreich hatten Angst, dass sich Chirac beleidigt fühlen könnte. Später wollte man uns nochmals einspannen – mit dem gleichen Resultat. Es war ein lächerlicher Fall von helvetischer Selbstzensur. Das Stück ist harmlos, es hat etwas Boulevardhaftes, Vierzehnjährige verstehen es. Ich habe es im Geiste Molières geschrieben.

**Nun hat das Theater Orchester Biel Solothurn den «Weg ins Morgenland» inszeniert. Der Weg führt in den Dschihad.**

Ich schrieb es kurz vor dem Attentat auf *Charlie Hebdo*. Es handelt von in Frankreich geborenen Muslimen, die mit dem Gedanken spielen, nach Syrien oder in den Irak zu ziehen, und die als Terroristen zurückkommen könnten. Es geht auch um die massenhafte Bekehrung junger Franzosen auf der Suche nach einem Ideal. Ich las viele Bücher, die besten sind jene von Marc Trévidic, der sich als Richter mit dem Terrorismus befasst, und von David Thomson, der monatelang unter Dschihadisten lebte. Er hat als Journalist von den Kriegen berichtet und kennt alle Fronten und Lager. Als er vor Attentaten warnte, wurde er in Frankreich heftig kritisiert. Ich verarbeitete meine Lektüre zu einem Bühnenkrimi: Ein Polizist verhört den Dschihadisten.

Er will nicht nur wissen, wo dieser seine Bomben versteckt hat, sondern auch dessen Werdegang recherchieren und sein Weltbild verstehen. Das Resultat ist eine Debatte, die in Wirklichkeit nicht geführt werden kann: Es gibt kein Streitgespräch zwischen Bin Laden und George Bush. Es geht mir darum, die Elemente der Wahrheit wie der Verlogenheit sichtbar zu machen. Der Polizist verteidigt die Werte der Republik und hat in manchen Punkten recht. Aber es gibt einen Rassismus gegen die Muslime, der mit ihren Idealen nicht vereinbar ist. Der Dschihadist propagiert einen offenen, toleranten, brüderlichen Islam – aber er selber ist kriminell und sektiererisch. Der Zuschauer soll durch die Reden durchaus ein bisschen verwirrt und zum Denken angeregt werden. Es geht hin und her, wie beim Tennis.

**Wer gewinnt?**

Es gibt nur Verlierer. Das Stück widerspiegelt die Realität.

**Und Ihr nächstes Werk?**

Es handelt von Julius Cäsar und den Helvetiern. Auch ihre Geschichte war mir völlig unbekannt. Achtzig Seiten sind geschrieben, mehr als zwanzig Rollen – ich bin am Straffen. Unsere Urahnen waren arm und wurden von den Germanen angegriffen. Sie wollten in die Gegend von Bordeaux auswandern, wo es andere Kelten gab. Cäsar hat sie gegeneinander ausgespielt und die Helvetier als nützliche Idioten benutzt, so wie Putin mit den Syrern und Trump mit den Mexikanern spielt. Cäsar ging es darum, den noch nicht besetzten Teil Galliens zu erobern. In seinem Buch «Der gallische Krieg» schreibt er, er habe eine Mauer zwischen dem Genfersee und dem Jura gebaut, von der indes keine Spuren gefunden wurden. Ohne den Krieg gegen die Helvetier wäre Cäsar nie Kaiser geworden. Von den damals lebenden 400 000 Helvetiern, unseren Vorfahren, hat er 200 000 umgebracht.

**Man würde das heute Genozid nennen.**

Es war ein Genozid an den Helvetiern.



Am Schluss der Fahnenstange: Russell Bufalino (Joe Pesci) und Frank Sheeran (Robert De Niro) in «The Irishman».

## Kino

# Endspiel der Goodfellas

Die Kluft zwischen kommerziellen und ambitionierten Filmen wird immer grösser. Jüngster Beleg ist Martin Scorseses «The Irishman». Die Studios lehnten ab – Netflix produzierte. *Von Wolfram Knorr*

**E**in Endspiel. An den Rollstuhl gefesselt, mit einer Stimme wie brüchiges Leder, erzählt er von seiner makabren Vergangenheit: Frank Sheeran (Robert De Niro), einsam im tristen Altersheim hockend, schüttelt seine Seele wie einen flohverseuchten Teppich aus. Sein Aufstieg begann als *house painter*, Anstreicher – und Zimmermannsarbeiter (*carpentry worker*). Mit dem Anstreichen meinte er das Blut an den Hauswänden und mit der Zimmermannsarbeit das Entsorgen der Leichen. Frank Sheeran war einer der wenigen Iren, die Vollmitglied der Cosa Nostra waren. Zu verdanken hatte er das dem Mafiaboss Rosario «Russell» Alberto Bufalino, der ihn auf Anhieb mochte und als seinen *hitman* engagierte. Zwanzig bis dreissig Morde gingen auf sein Konto, der spektakulärste war die Beseitigung des mächtigen Teamsters-Gewerkschafts-Bosses Jimmy Hoffa.

Die aberwitzige Vita des Iren (1920–2003), die der frühere Mordermittler Charles Brandt in seinem Sachbuch «I Heard You Paint Houses» nach mehreren Interviews mit Sheeran verewigte, wollte Martin Scorsese, der Chronist amerikanischer Obsessionen, Krankheiten und sozialer Phänomene, schon vor Jahren verfilmen, doch weder grosse Studios noch freie Firmen konnten sich für den Stoff erwärmen, zumal Scorsese in der Ära der Mammut-Blockbuster

nicht mehr als Kassenmagnet gilt. Mit seiner kürzlich geäusserten Polemik gegen die Superheldenfilme («Marvel ist nicht Kino») machte er sich Luft und löste einen Shitstorm aus. In der *New York Times* relativierte er seinen Frust: «Für mich und meine Freunde [...] handelte Kino von Offenbarungen. Es handelte von Persönlichkeiten – der Komplexität von Menschen und ihren zuweilen widersprüchlichen Naturen.»

### Das dritte Gebiss

Auch wenn es Kollegen wie Francis Ford Coppola, Ethan Hawke oder Roland Emmerich inzwischen ähnlich sehen, werden derartige Erzählweisen von der Traumfabrik immer weniger goutiert. Angesichts dieses Trends darf man froh sein, dass es Streaming-Dienste gibt. So machte Netflix für Scorsese sofort über 150 Millionen Dollar locker, mischte sich nicht in sein Konzept ein und akzeptierte die Spielfilmlänge von dreieinhalb Stunden! Und zu guter Letzt war Netflix sogar bereit, Scorseses «The Irishman» für Lichtspieltheater freizugeben. Es ist nicht der einzige Fall: Auch «The Two Popes» und «Marriage Story», beide von Netflix, werden erst mal in den Kinos anlaufen.

«The Irishman» dringt, wie so häufig bei Scorsese, noch mal tief in die Schattenseiten ethisch-urbaner Gruppen ein. Der Katholik

Scorsese, selbst aus New Yorks Little Italy stammend, hat erstmals in «Mean Streets» (1973) mit dokumentarischer Wucht das Milieu porträtiert. «Ein wahres Urbild unserer Epoche» und «ein neuer Buñuel, in Verdi getränkt», schrieb seinerzeit Pauline Kael im *New Yorker*. In «Goodfellas» (1990) ging es um die verlogenen Rituale katholisch-männlich-aggressiver Kumpanei und in «Casino» (1995) um den Aufstieg in Las Vegas. Bei Scorsese ging es nie um grosse Bosse wie in Coppolas «Godfather», sondern um eine kleinbürgerliche Italo-Schicht wackerer Ganoven, die ums Verrecken nach oben wollen und ihre Amoral mit einem Ehrenkodex kaschieren, der durch und durch verlogen ist.

«The Irishman» ist nun der Abgesang, das Ende, der schäbige Rest, quasi das dritte Gebiss. Als Frank Sheeran in den 1950er Jahren Lastwagen fuhr und Fleisch an die Mafia verhökerte, war er noch voll im Element. Über den windigen Anwalt Bill Bufalino (Ray Romano), der Sheeran aus der Bredouille half, lernte er dessen Cousin Alberto Bufalino (Joe Pesci) kennen, Chef des Pennsylvania-Clans. Dann empfahl Bufalino seinen Kumpel dem Transportarbeiter-Gewerkschafts-Boss Jimmy Hoffa (Al Pacino). Die Mafia hatte die Pfoten im Pensionsfonds, nachdem Hoffa sie bei Streiks um «Hilfe» gebeten hatte. Sheeran wurde als Aufpasser an die Seite des hochfahrenden Hoffa platziert.

«Ich habe gehört, dass Sie Häuser streichen», begann Hoffa den Kontakt mit ihm. Bald wurde daraus gegenseitige Sympathie – bis Sheeran zwischen Stuhl und Bank geriet. Die Cosa Nostra wollte den widerspenstigen Gewerkschafts-boss aufs Altenteil hieven; der aber, nach Gefängnis und Begnadigung durch Präsident Nixon, verlangte seine Teamsters zurück, hielt

sich für unantastbar. «Schweren Herzens» nötigte Bufalino seinen Zögling, das «Hoffa-Problem» zu lösen. Hoffas Leiche wurde nie gefunden. Zahlreich sind die Versionen seines Verschwindens, ebenso zahlreich die Verfilmungen. Von «On the Waterfront» (1954) über «F. I. S. T.» (1978) bis zu «Hoffa» (1992).

Martin Scorsese und sein Autor Steven Zaillian («Schindler's List») dekuvirieren die brutale Schädigkeit der abgefeimten Sippe. Joe Pesci als Bufalino hat gefährlich kleine, harte Augen, wie Nagelköpfe, die man tief in die Falten seines alten Gesichts getrieben hat. Sein feierliches Freundschaftsgetue kaschiert nur seine skrupellose Robustheit, seine Raffgier, seine schmierig verpackte Kälte. Robert De Niro als Sheeran mit Schwalbenflügelhemden und kackbraunen Anzügen, ist der vulgäre Strizzi, rüde, tumb, zynisch, verschlagen. Erst als er den Auftrag zur Liquidierung Hoffas erhält, versteinert sich seine Miene, als stösse er in seiner moralischen Leere auf eine Grenze, und Al Pacino ist ein aufgeplusterter Maulheld, der sein Engagement zum obszönen Schmierentheater hochjazzt – was für ein Trio infernal, das im Zentrum der Handlung steht und zugleich ein kleinkariertes Haufen ist! Etwa wenn Bufalino seiner Gattin das Rauchen im Auto verbietet, dafür aber alle naselang die Fahrt unterbrechen muss, damit sie draussen paffen kann. Und Sheerans Tochter Peggy (Anna Paquin) zeigt unmissverständlich, was für ein sich selbst glorifizierender Wicht ihr Vater ist, der in seiner rüden Kleinkariertheit der Familie das Leben verkorkst.

Scorsese erzählt auf zwei zeitlichen Ebenen. Einmal plaudert der achtzigjährige Sheeran im Altersheim über sein Leben, und zum anderen sitzen er und Bufalino als Sechzigjährige mit ihren Frauen im Auto und steuern auf dem Weg zu einer Hochzeit Geschäfte an, um abzukassieren. Am Ende hocken Bufalino, hutzelig und zahnlos, und Sheeran, nur noch humpelnd, im Speiseraum des Knasts und schlabbern Süßes. Und am Schluss der Fahnenstange bittet Sheeran den Priester, die Tür seines Seniorenheimzimmers einen Spalt offen zu lassen. Wie jemand, der einsam und längst von Gott und der Welt verlassen, schon in der Hölle sitzt, aber noch mal einen Blick ins Leben werfen will. Was er im Gang zu sehen bekommt, ist nur Tristesse.

Scorsese ist ein Apologet der Gewalt, der sie in orgiastischen Exzessen («Taxi Driver», 1976) illuminiert oder sie als latente Bedrohung zwischen seinen Figuren schwelen lässt, wie in «The Irishman». Von Film zu Film hat Scorsese eine Ästhetik der Reduktion entwickelt, eine Dramaturgie der rigoros komprimierten «typischen» Szenen und Situationen, frei von Action, dafür mit fulminanten Dialogen, die Hintergrund und Überbau ersetzen. «The Irishman» ist eine Tragikomödie, ein lakonisches Alterswerk, nachtwandlerisch sicher, unangestrengt, böse, heiter. Das «Goodfellas»-Endspiel. ★★★★★



## Körzis Hollywood

# Wohin streamst du?

Ein Leben im Paradies der Reize. Von Norbert Körzdörfer

Es war einmal in New York, dem Hollywood am Atlantik (ohne Sonnenbrillen). Robert De Niro, Kinolegende und zweihundertfacher Immobilienmillionär, schlendert zu seinem *buddy*, Regie-Genie Marty Scorsese, mit einem roten Buch in der Hand, das ihn fasziniert. Es sind die Memoiren eines Mafiakillers: «The Irishman».

Bücher sind die Diamantbergwerke Hollywoods. Aber Hollywood sagte *no* zu dem 150-Millionen-Mafia-Epos (dreieinhalb Stunden!). Streaming-Gigant Netflix (158 Millionen Abonnenten in 190 Ländern) sagte *yes!*

Wer «The Irishman» in NYC guckt, geht ins Belasco Theatre (111 W 44th St), ein Musicaltheater, ein Kino de luxe. Alte Telefonzellen stehen in der Lobby. Kino als Oper der Sinne, wie früher. Hier hat Francis Ford Coppola, 80, den Theater-Newcomer Al Pacino entdeckt – und ihn gegen Stars zum «Godfather» (I–III) gemacht.

Der Filmfan-Konflikt: Im Kino gucken – oder im Heimkino auf Netflix (ab 27. November)? Kino ist ein Ereignis. Heimkino ist TV de luxe. Kino ist Flucht vorm Leben. Heimkino ist Flucht vorm Schlaf. Kino ist Selbstbestimmung. Heimkino ist Faulheitsparadies. Beides sind Goldgruben.

Quo vadis, *cinema* – wohin streamst du, Kino? Hollywood-Imperium Disney (acht der zehn erfolgreichsten Filme der Welt sind vom «Mouse House») startet jetzt mit Disney+ (in Europa ab 31. März 2020). Zittert Hollywood? Ja – vor Vorfreude. Mehr Streaming-Filme, mehr Filmproduktionen. 800 Kinofilme wird es 2020 geben, eine Sintflut für Kinocenter. Netflix spendiert 15 Milliarden Dollar für neue Filme. Disney+ plant bis 2025 10 000 Serienfolgen.

Wer soll das, wer will das alles gucken? Wir! Es ist eine Streaming-Schlacht um unsere Augäpfel und um unsere Aufmerksamkeit.

Wer die sensationelle Queen-Serie «The Crown», Staffel 3, von Schreibgenie Peter Morgan anguckt, taucht ein in ein historisch beinahe unendliches Leben. Das ist fast besser als Kino! Aus einer optischen Flasche Wein wird – ein Weinfass!

Wer ins Kino geht, muss aufstehen. Wer zu Hause streamt, bleibt liegen. Handeln oder streamen? Beide Welten sind mediale Zwillinge. Und wir haben die Wahl der Programm-Qual. Voyeur-Luxus.

In der Disney+«Star Wars»-Serie «The Mandalorian» (100 Millionen Dollar) taucht als erzählender Bösewicht Kino-Oldie Werner Herzog (77, «Fitzcarraldo») auf. Vielleicht ein Omen: «Die Verschiebung zum Streaming ist unaufhaltbar und muss auch nicht bejammert werden!»

In «The Irishman» sieht man noch dicke Schwarzweiss-Röhrenfernseher. Heute können wir übers Handy 5000 und mehr Filme runterbeamen. Wird es noch Drei-Stunden-Epen im Kino geben? Vermutlich nicht. Diese Kino-Dinos sterben aus.

Der vielleicht erfolgreichste Film aller Zeiten ist immer noch das Südstaaten-Liebesmelodram «Gone with the Wind» (1939) mit Clark Gable und Vivien Leigh. Der Klassiker feiert seinen achtzigsten Geburtstag – und dauert 3 Stunden und 58 Minuten! Ein Movie-Monster. Gucken oder nicht gucken? Auf DVD! Auf was? Auf Youtube!

Unsere müden, gehetzten Augen leben im Paradies der Reize. Disney-Boss Bob Iger, 68, sieht sich morgens ab 4.30 Uhr im *private gym* «Frozen II». Den Trailer haben an einem Tag 104 Millionen Fans geguckt.

Shakespeare würde in Hollywood wohnen. Und Milliardär werden.

Norbert Körzdörfer ist Journalist und Schriftsteller.



## Thiel Politik

Von *Andreas Thiel*

**Rytz:** In der Schweiz werden jährlich 3 Millionen frischgeschlüpfte Küken getötet. Ist das nicht schrecklich?

**Landolt:** Weshalb werden die Küken getötet?

**Pfister:** Bloss weil sie männlich sind.

**Rösti:** So weit hat uns der Feminismus gebracht.

**Levrat:** Schuld ist nicht der Feminismus, sondern der Kapitalismus. Die männlichen Küken werden getötet, weil sie für die Poulet-Produktion nicht rentabel sind.

**Landolt:** Vielleicht wären sie anderweitig verwertbar.

**Levrat:** Wozu sollen 3 Millionen Hähne gut sein?

**Grossen:** Wie wär's mit Hahnenkämpfen? Glücksspieleinnahmen spülen doch hohe Beträge in die Bundeskasse.

**Rytz:** Das wäre Tierquälerei.

**Landolt:** Für mich ist das ein Fall für das Gleichstellungsbüro für Frau und Mann beziehungsweise für Huhn und Hahn.

**Rytz:** Ich schlage vor, das Tier dem Menschen gleichzustellen.

**Pfister:** Wenn das Tier dem Menschen gleichgestellt wird, dürfen wohl bald auch männliche Säuglinge, welche sich nicht für die Poulet-Produktion eignen, getötet werden.

**Rösti:** Oder Frauen gemästet, gebraten und gefressen?

**Rytz:** Wir müssen bloss den Fleischkonsum generell verbieten.

**Rösti:** Das Schreddern von Küken haben wir doch bereits verboten.

**Rytz:** Ja, aber das hat nichts genützt, denn jetzt werden die Küken mit CO<sub>2</sub> vergast.

**Grossen:** Dann verbieten wir das Vergasen.

**Rytz:** Das ist nicht so einfach, weil das dabei verbrauchte CO<sub>2</sub> als CO<sub>2</sub>-Senkung angerechnet wird. Zudem können die Kükenkadaver zur Produktion von Biogas verwendet werden. Ohne tote Küken verfehlen wir die Klimaziele. Und die Energiewende würde scheitern.

**Levrat:** Vielleicht können wir etwas vergasen, was nicht so schlimm wäre.

**Grossen:** Was denn?

**Levrat:** Schädlinge.

Andreas Thiel ist Schriftsteller und Kabarettist.

## Namen

# Im Zentrum steht Cassius

Suworow-Preis in der neuen Schweizer Botschaft in Moskau; «Gastro Round Table» in der «Couronne». Von *Hildegard Schwaninger*

Die Stiftung Swiss Russian Forum (Präsidentin: **Béatrice Lombard-Martin**, Geschäftsführerin: **Svetlana Chiriaeva**), eine Art schweizerisch-russische Handelskammer, vergab zum neunten Mal den Suworow-Preis, einen Preis an Start-up-Unternehmer für marktfähige Innovationen. Die Preisverleihung fand erstmals in der neuen Schweizer Botschaft in Moskau statt. Gastgeber war **Yves Rossier**, seit 2017 Schweizer Botschafter in Russland. Die neue Botschaft, deren Bau 42 Millionen Franken gekostet hatte und die im Beisein von Aussenminister **Ignazio Cassis** im Juni 2019 eröffnet worden war, gab den idealen Rahmen ab für den prestigeträchtigen Event. **Viktor Haefeli**, Vizepräsident des Schweizerischen Verbands für Umwelttechnologie, war für den Anlass aus Stans angereist, er ist Board-Member des Swiss Russian Forum; Unternehmer **Beat Weber** war anwesend, er ist Vizepräsident der Stiftung.

Yves Rossier empfing die Gäste in den mit Ölgemälden mit Schweizer Motiven (Kühe auf der Alm, Schafhirten in den Bergen) ausgestatteten Repräsentationsräumen. Die Weine des Schweizer Winzers **Burnier**, der in Russland keltert, wurden gereicht. Der Berner Sennenhund **Cassius**, der in der Botschaft zum Inventar gehört, wedelte (und alle fotografierten ihn).

Obwohl ein Bekannter des Botschafters meinte, Rossier würde sich zum Vorfall **Natalia P.**, der Assistentin des Generalkonsuls, die fast

100 000 Franken unterschlagen hatte, nicht äussern, war der Botschafter bereit, über das leidige Thema zu sprechen. Die kriminellen Aktionen der Russin, die seit siebzehn Jahren auf der Botschaft gearbeitet hatte, flogen erst auf, als sie einem Schweizer, der eine Russin heiraten wollte, für seine Bezahlung keine Quittung ausstellen wollte und er sie anzeigte. Sie täuschte eine Krebsbehandlung vor, erschwindelte Geld mit gefälschten Arztrechnungen.

Auch der Mann der vierzigjährigen Russin hat kriminelle Energie: Er sitzt zurzeit in Untersuchungshaft. **Natalia P.** beschuldigte den Botschafter gleich mehrfach: Er arbeite für den russischen Geheimdienst, er habe sich am Neubau der Botschaft persönlich bereichert, er habe Kontakte zu Terroristen in Tschetschenien und – natürlich – er habe sie sexuell belästigt. Schliesslich bedrohte sie den Botschafter mit der Mafia. Die Angelegenheit sei ein Horror gewesen, sagt Yves Rossier, aber der finanzielle Schaden halte sich in Grenzen. «In die Pensionskasse der Mitarbeiterin wurde einbezahlt, die Beträge decken die Schadenssumme so weit ab, dass nur noch 4000 Franken Verlust bleiben.»

Béatrice Lombard-Martin gedenkt, das Swiss Russian Forum nächstes Jahr an ihre Tochter **Danae Perez** weiterzugeben. Die war mit ihrem Freund, einem Studenten, da. Der arbeitet beim Schweizer Heimatwerk. So übergab Lombard-Martin dem Botschafter als Geschenk eine grosse Kuhglocke. Der Botschafter zeigte Hu-



## Fast verliebt

# Sucht und Liebe

Von *Claudia Schumacher*

Nichts ist schwieriger anzupacken als ein gebildeter Mensch mit Suchtproblem. Ich weiss, wovon ich rede: Ein lieber Freund von mir zählt zu der Sorte. Oli ist al-

koholkrank. Ingeheim weiss jeder in seinem Umfeld Bescheid – aber Oli will nichts davon wissen. Denn was er vor allem will, ist: weiter trinken. Das ist der Charakter jeder Sucht: Sie verdrängt alles und wird im Leben des Erkrankten zur obersten Priorität.

Oli und ich lernten uns Mitte zwanzig in einer Partyphase kennen. Uns gehörte die Nacht und Oli zu den Menschen, die nach ein paar Bier zum Mittelpunkt des Geschehens wurden. Oli ist kein sichtbarer Alkoholiker mit roter Nase – ganz im Gegenteil. Er ist clever und weiss sein Problem zu verstecken. Oli treibt richtig viel Sport. Er verdient gutes Geld und steigt gerade zum Abteilungsleiter auf. Er ist charmant, witzig, hat gute Manieren: Niemand würde auf den ersten Blick denken, dass er ein Suchtproblem hat.

Doch die Frauen, die er datet, scheinen es ziemlich schnell zu merken. Oli sucht wie wild nach Liebe – hatte aber schon seit Ewigkeiten



Prestige: Béatrice Lombard-Martin, Danae Perez.



Swissness für Moskau: Yves Rossier.



Im Doppel: Murat und Claudia Vogl Baki.

mor: «Ich werde sie mir um den Hals hängen.» Der Schweizer Delegation wurde das Skolkovo Innovation Center vorgeführt, an dem **Viktor Vekselberg** beteiligt ist. Es ist ein grossartiger Technopark am Stadtrat von Moskau, zu dem eine Universität für Ingenieure gehört. Dort entsteht eine Stadt für 80 000 Menschen. Vekselberg ist Verwaltungsratsvorsitzender der Skolkovo Foundation. Eigentlich sollte der «Pate des russischen Silicon Valley» die Delegation aus der Schweiz empfangen, er hat aus Termingründen abgesagt. Am 27. November steht Vekselberg in einem vom Swiss Russian Forum in Zürich veranstalteten «Matrioschka-Gespräch» zu dem Thema Rede und Antwort.

**Otto Gisiger**, der umtriebige Gastgewerbefachmann (Gisco AG), macht wieder seinen «Gastro Round Table», wo er Kundinnen und Kunden sowie zugewandten Orten zweimal jährlich eine Branchen-Novität präsentiert. Diesmal ist es die «Krone» in Solothurn, die jetzt «La Couronne» heisst und von der charmannten Österreicherin **Claudia Vogl Baki** und dem Deutschen mit türkischen Wurzeln **Murat Baki** geführt wird. Das Pächterduo war früher bei **Horst Petermann** in den «Kunststuben» in Küsnacht und bei **Iris Petermann** im «Weissen Kreuz» in Malans. «La Couronne» liegt im Schatten der St.-Ursen-Kathedrale – so wagte es Gisiger, **Felix Gmür**, den Bischof von Basel, zu seinem Lunch-Event einzuladen. Der hat – sehr höflich – abgesagt. Terminkollision. Zugesagt haben – unabhängig voneinander – **Thomas Borer** und **Shawne Fielding**. Sie kennen die St.-Ursen-Kathedrale gut. Haben dort – Tempipassati – geheiratet.

#### Im Internet

[www.schwanagerpost.com](http://www.schwanagerpost.com)

keine feste Freundin. Niemand hält es über längere Zeit in seiner Nähe aus. Denn es gehört zu Ollis Selbstbetrug, mit Vorliebe in Gesellschaft zu trinken und dabei alle unter Druck zu setzen, so richtig mit ihm zu saufen. Andere können das mal einen Abend oder ein Wochenende lang mitmachen. Der einzige Grund, weshalb er und ich noch Freunde sein können, ist wohl der, dass wir weit auseinander wohnen und uns nur noch zweimal im Jahr sehen.

Wer ständig in seiner Nähe ist, muss ihn früher oder später auf sein Problem ansprechen. Dann bricht Oli aber sofort den Kontakt ab – und findet einen fadenscheinigen Grund, weshalb die Person blöd und nervig ist und er schon länger nichts mehr mit ihr zu tun haben wollte. Die längste Zeit, die Oli in den letzten Jahren mit derselben Frau verbracht hat, waren etwa drei Monate. Mittlerweile trifft er alle paar Wochen eine andere.

Ollis Mutter fand seinen Alkoholkonsum schon auffällig, als er noch studierte. Seine Schwester hat ihn vor ein paar Jahren konfrontiert – die beiden reden kaum noch miteinander. Immer, wenn ich versuche, ihn beim Trinken zu zügeln, wird er gemein – und da er intelligent ist, trifft er mich meistens empfindlich. So ist das, wenn jemand suchtkrank ist. Ich mag Oli zutiefst – nur kann ich ihn immer weniger leiden. Er ist zu geschmeidig und zu clever, als dass man ihn am Hemdkragen aus der Bar schleifen und ihm die Leviten lesen könnte. Mit zunehmender Bildung ist der Mensch sein eigener Herr – im Guten wie im Schlechten.

Der Einzige, der Oli helfen kann, ist er selbst. Bis dahin bleibt er ein allzu laut lachender, smarterer Kerl, der mit einem teuren Drink in der Bar steht und Frauen anzieht – ohne eine von ihnen je halten zu können.



Unten durch

## Spontanorgasmus

Von **Linus Reichlin**

Auf diesem Planeten gibt es zahllose Zeitschriften für Frauen, jedoch nur wenige für Männer. Will man wissen, warum, muss man sich nur mal die Namen der Frauenzeitschriften ansehen, zum Beispiel *Frau mit Herz*. Kann man sich eine Männerzeitschrift vorstellen, die *Mann mit Herz* heisst oder gar *Echo des Mannes*, analog zu *Echo der Frau*? Wie müsste man sich den Mann vorstellen, der sich im Supermarkt eine Männer-Sondernummer der Illustrierten *Schicksals-Report* kauft, auf deren Titelblatt ein junger, blonder Mann abgebildet ist und darunter die Schlagzeile: «Dumm gelaufen – schwanger! Aber nicht von meiner Frau!» Hat schon jemals ein Mann zu der Illustrierten *Wahre Gefühle* gegriffen? Das ist unwahrscheinlich, denn Männer interessieren sich nicht für wahre Gefühle, schon gar nicht, wenn im Zeitschriftenregal als Alternative *Penthouse* liegt, mit der Schlagzeile «Cannabis – Zimmerpflanze der Zukunft».

Wahre Gefühle, Schicksal, Echo: Solche Dinge empfinden Männer als etwas, das nicht weit von Halluzination entfernt ist, *Frau mit Herz*, das klingt für sie nach etwas Behandlungsbedürftigem, bei dem man erst mal abklären muss, ob die Krankenkasse es bezahlt. Gäbe es für Männer eine ähnliche Flut von geschlechtsspezifischen Zeitschriften wie für Frauen, dürften sie nicht *Echo des Mannes* heissen, Erfolg hätten sie nur, wenn sie «*Wortkarg – Die Zeitschrift für den ganzen Kerl*» heissen würden. Und die Schlagzeilen dürften nicht lauten «Hurra! Das 2. Baby!», sondern «Seitensprung! Glück gehabt: Kein Baby!». Aber selbst dann würden die Männer solche Zeitschriften, die mit Emotionen angereichert sind wie Scheibenkäse mit Nitrat, nicht kaufen, andernfalls gäbe es sie ja.

Was es gibt, sind vernunftorientierte Illustrierte wie *Beef* («50 Grillrezepte mit Bison, Taube und Skorpion»), die sich zweifellos an Männer richten, denn Rezepte für gegrillte Skorpione interessieren Frauen so wenig, wie es Männer interessiert, ob die Frau von Prinz Charles beim Fünf-Uhr-Tee einen Spontanorgasmus hatte – na gut, doch, das könnte Männer vielleicht beläufig interessieren, aber sie würden deswegen kein Geld für ein Gefühlsblatt ausgeben, in dem

» Fortsetzung auf Seite 64

steht: «Nach Spontanorgasmus: Charles gesteht Camilla heimlichen Sohn.» Für Männer muss es *Selbst ist der Mann* sein und *Heimwerker-Praxis*, Zeitschriften, nach deren Lektüre man alles über Schraubstöcke weiss («Alles über Schraubstöcke – Grosse Modellübersicht und Praxis-Tipps!»).

Man ahnt schon, was jetzt kommt, nämlich eine ernüchternde Analyse der bürgerlichen Ehe. Denn abends, wenn das Ehepaar im Bett liegt, weiss er, welcher Schraubstock für ihn der richtige ist, und sie, wie lange der Spontanorgasmus Camillas gedauert hat. Das heisst: Sie interessiert nicht, was er weiss, und ihn nicht – oder nur beiläufig –, was sie weiss.

Ihnen bleibt, als gemeinsames Interesse, folglich nur der eigene, ausserhalb des Buckingham Palace in Spreitenbach Nord vollzogene Sex. Doch erstens ist dieses Interesse oft kein gemeinsames. Und falls doch, geschieht Folgendes: Der Mann wendet beim Sex seine Erkenntnisse über Schraubstöcke an und die Frau ihre über Spontanorgasmen, die aber für Normalbürgerinnen nicht so leicht zu haben sind wie für die zukünftige Königin Grossbritanniens, so dass die gemeinsame Enttäuschung des Ehepaars programmiert ist. Aber was ich eigentlich nur sagen wollte, ist, dass man den Männern auch mal zugutehalten sollte, dass sie auf Reizwörter wie «Schicksal» oder «Königin Silvia» nicht anspringen.

Hätte Einstein solche Heftchen gelesen, würden die GPS-Satelliten ins Weltall wegtrudeln, weil keiner wüsste, dass der Raum gekrümmt ist. Unsere Welt wäre ein Ort voller schwedischer Königinnen im Liebesleid, aber keiner wüsste, wie er mit dem Auto von Zürich nach Bern kommt!

Linus Reichlin ist Schriftsteller und lebt in Berlin.



## Wein

# Charakterkopf im Primitivo-Land

Von Peter Rüedi

**A**pulien, die südöstliche Region Italiens vom in die Adria vorspringenden Gebirgssporn des Gargano bis zum südlichsten Absatz des Stiefels, der Halbinsel Salento, ist ein zauberhafter Landstrich, durch die Jahrtausende imprägniert von Kulturen unterschiedlichster Provenienz: Griechen, Römer, Normannen, der Staufer Friedrich II. mit seinem berühmten Castel del Monte, *you name it*. Apulien ist auch eine grosse Weinregion Italiens, in der Quantität nur noch übertroffen durch Sizilien. Womit schon das Problem der Zone angesprochen ist – weintechnisch gemeint. Anders als das kulturelle Erbe und die landschaftliche Schönheit haben die Weine Apuliens einen eher zweifelhaften Ruf: Masse statt Qualität.

Lange Zeit wurden sie exportiert zum Verschnitt mit rachitischen Tropfen nördlicherer Provenienzen, zudem werden sie handicapiert durch die Bemühungen der EU, die Weinproduktion einzudämmen, durch zwangsweise Destillation oder Verarbeitung zu Mostkonzentrat. So sind Selbstkelterer in dem grossen

flachen Land, in dem die einer spannenden Aromatik immer förderlichen Temperaturunterschiede zwischen heissen Tagen und kühlen Nächten gering ausfallen, eher selten.

Die Weine aus der einen apulischen Haussorte Primitivo – sie ist identisch mit dem Zinfandel in Kalifornien – sind hauptsächlich bei der Kundschaft der Grossverteiler zu respektabler Beliebtheit avanciert, dank ihrer Zugänglichkeit und der günstigen Preise. Die andere Hauptsorte des Salento in der Provinz Lecce ist die Negroamaro, durch den Primitivo-Hype etwas in den Hintergrund gerückt, wie Stefan Keller für den Importeur Küferweg anmerkt. Letzterer präsentiert einen Negroamaro des Produzenten «Masseria Cuturi 1881» in Manduria (das liegt ungefähr in der Mitte zwischen Tarent und Lecce), der in mehrfacher Hinsicht zur Korrektur von Vorurteilen geeignet ist.

Der «Zacinto» von Camilla Rossi Chauvenet (sie kommt aus Pavia und betreibt auch Reb- bau im Valpolicella) ist ein charaktvoller und eigenständiger Negroamaro, fruchtig, *ma non troppo*, mit interessanter Würze und guter Säure, die den für diese Herkunft noch passablen Alkohol gut ausbalanciert. Ein Wein anders als das, was wir uns unter einem Durchschnitts-Apulier vorstellen. Und eine Ehrenrettung des als banal verschrienen Negroamaro. Dessen Name etymologisch «schwarzbitter» meint, eine Wortkombination, die wir sonst von dunklen Schokoladen kennen. Indes: Süssschokoladig ist dieser «Zacinto» keineswegs, bitter aber auch nur im übertragenen Sinn. Einfach ein schöner Wein, bei dem ein Glas das nächste ruft. Was sage ich: eine Flasche die andere.

Masseria Cuturi 1881 Zacinto Puglia IGT 2017.  
14% Fr. 16.90. Weinhandlung am Küferweg, Seon.  
www.kueferweg.ch



## Salz & Pfeffer

# Eine Lanze für Bern

Von David Schnapp

**A**bgesehen davon, dass Bern gern als links-grünes Selbstverwirklichungs-Freilichtmuseum beschrieben wird: Aus kulinarischer Sicht wird die Bundesstadt

immer attraktiver. Es ist Zeit, eine Lanze für das gastronomische Bern zu brechen. Nicht nur, weil das Angebot an Essen und Trinken immer besser wird, sondern vor allem, weil Bern auch ausgesprochen freundlich bleibt dabei.

In letzter Zeit war ich ab und zu beruflich in der Stadt und empfehle deshalb nicht ein einzelnes Restaurant, sondern eine kleine Auswahl, die den ganzen Tag umfasst: Den besten Espresso der Stadt serviert vermutlich Dany Affolter im «Jusq'a», einer kleinen Kaffeebar, in dem der sympathische tätowierte junge Mann jedes Getränk mit so viel Sorgfalt und Hingabe zubereitet, als ginge es um viel mehr als bloss um einen kurzen warmen Koffein-Moment.

Ein leichtes Mittagessen wird im aufwendig renovierten Casino Bern, dem Kultur- und Gastronomietempel der Bernburger angeboten. Unter der Leitung von Direktor Ivo Adam gibt es hier vier verschiedene Restaurants; etwas versteckt hinten im Raum arbeitet Atsushi Hiroa-

ka an seinem Chef's Table. Der Japaner gart Auberginen oder mit Miso gebeizten Kabeljau auf einem kleinen Keramikgrill und holt, geschmacklich gesehen, alles aus den Produkten heraus, die er in charakteristisch-minimalistischer Weise zubereitet.

Im «Salon d'Or» kann man sich bei Patisserie und Tee den Nachmittag vertreiben, bevor es in den Kursaal geht. Ganz oben in dem verwinkelten Bau, im «Meridiano», arbeitet der gebürtige Südtiroler Fabian Raffener an einer intelligenten, modernen Gourmetküche: Es gibt eine mit Fichtenzweigen aromatisierte Essenz von Pilzen aus Berner Wäldern mit Beeren und Malz oder eine Appenzeller Entenbrust mit Schlehdorn, Salzpflaumen und Gerste.

Café Jusq'a, Brunngasse 52, Bern  
Casino Bern, Casinoplatz 1, Bern  
Restaurant Meridiano, Kornhausstrasse 3, Bern  
David Schnapp ist Autor beim Gault-Millau-Channel.



Auto

## Kompakt und schnell

Ein Sportstourer mit 300 PS und übersichtlichen Dimensionen: Was den Seat Leon Cupra zum idealen Fahrzeug macht. *Von David Schnapp*

**E**in Auto mit 300 PS und kompakten Ausmassen bewegt sich in einer sehr attraktiven Kategorie, meine ich. Gross und schwer motorisiert ist zwar auch eine ansprechende Kombination, dennoch wird mir das Kompaktsegment mit zunehmendem Alter lieber. Klar, wenn man mal 600 Kilometer Autobahn in die Ferne hinter sich lassen möchte, ist gross, schwer und luxuriös sehr angenehm. Die gutschweizerische Realität besteht aber in der Regel aus engen Räumen und verstopften Strassen.

### Edel in Kupfer

Den Seat Leon Cupra R ST halte ich deshalb für ein fast schon ideales Fahrzeug: Als Sportstourer ist er etwas praktischer, als es eine Limousine mit Stufenheck wäre; die Ausstattung mit Allradantrieb, den eingangs erwähnten 300 PS sowie weiteren Annehmlichkeiten in den Bereichen teilautonomes Fahren und digitale Verbindungen machen ihn nicht nur zum schnellsten Kombi im Katalog der

spanischen VW-Tochter Seat, sondern auch zu einem Auto, auf das man sich jeden Tag freut.

Es war ein geschickter Zug von Seat, seine besonders sportlichen Fahrzeuge unter einem eigenen Label zusammenzufassen: Sie heissen jetzt Cupra und sind unter anderem an einem kupferfarbenen «S» an Front und Heck als Dynamiker erkennbar. Eine Lackierung in edlem Grau sowie ebenfalls kupferfarbene 19-Zoll-Felgen, dazu Frontlippe, Dachspoiler oder Heckdiffusor aus Carbonteilen – damit wird der Leon Cupra Sportstourer zu einem Auto, das man sich gönnt und das auch in der Mittelklasse eine gewisse Aura des Besonderen ausstrahlt. Daran haftet natürlich auch ein Preisschild: 55 400 Franken kostet der gutausgestattete Kompaktkombi. Inbegriffen ist dabei von der Mulde für das drahtlose Laden des Mobiltelefons bis zu wohlgeformten Leder- oder Alcantarasitzen viel angenehme Ausstattung.

Mit seinem stark aufgeladenen Vier-Zylinder-Benzinmotor, der auf rund 1500 Kilogramm Gewicht trifft, geht der Leon ziemlich

flott um die Kurven, wobei ein verbessertes Fahrwerk, ein Allradantrieb und ein Siebengang-Doppelkupplungsgetriebe die Kraft angenehm souverän auf die Strasse übertragen. Wie die meisten Turboaggregate wirkt auch der Zwei-Liter-TSI im Cupra Sportstourer beim Start einen Moment lang etwas unharmonisch, weil einen die Kraftentfaltung – bedingt durch die Art des Motors – bisweilen wie ein überraschender Schlag in den Nacken trifft.

Das ist natürlich eine Klage auf allerhöchstem Niveau, denn am schnellen Cupra-Sportstourer Kombi gibt es kaum etwas auszusetzen, was über Geschmacksfragen hinausginge. Der Innenraum ist aufgeräumt, durch eine Ambiente-Beleuchtung aufgehübscht und wird dadurch zu einem Ort, an dem man sich gerne aufhält. Jedenfalls ging es mir in den zwei Wochen so, als ich fast jeden Tag mit dem Leon unterwegs war. Kompakt, schnell und gut gemacht ist offensichtlich eine zuverlässige Erfolgsformel im Automobilgeschäft.

### Leon Cupra R ST 4Drive

Hubraum: 1984 ccm; Leistung: 300 PS/221 kW  
Max. Drehmoment: 400 Nm bei 2000 U/min  
Höchstgeschwindigkeit: 250 km/h  
Beschleunigung: 0–100 km/h: 4,9 sec  
Verbrauch (NEFZ): 7,1 l/100 km  
Preis: Fr. 55 400.–



Tamaras Welt

## Allergische Veganer

Auf Fleisch spezialisierte Fastfood-Ketten waren seit je die Lieblingslokale von Veganern. Darum liegt es nahe, dass sie dort jetzt zwei Schlachtfettspritzer bemängeln. *Von Tamara Wernli*

Die Fastfood-Giganten Burger King und McDonald's buhlen um die Gunst der Veganer und Vegetarier. Bei McDonald's gibt's schon etwas länger den fleischlosen «Quinoa Curry Veggie», Burger King verkauft seit kurzem den «Rebel Whopper». Der vegane Burger ist zwar mit Mayonnaise bestrichen, man kann ihn aber auch ohne die Eiersauce bestellen.

Ersatzprodukte für Fleisch anzubieten, wird für Produzenten und Restaurants immer populärer. Die Leute essen weniger Fleisch, auch in der Schweiz – und weil die Massentierhaltung für hohe Treibhausgasemissionen verantwortlich ist und dem Klima schadet, ist das gut so. Als Eiweissquelle kann man Fleisch problemlos durch Bohnen oder Linsen ersetzen, es gibt viele gesunde und leckere Rezepte; Paprika-Linsen-Ragout oder Kartoffel-Bohnen-Pfanne – herrlich. Dass sich auch Fastfood-Ketten dem Zeitgeist anpassen und versuchen, eine neue Generation von Kunden heranzuziehen, ist nachvollziehbar. Obwohl ich ihn als Hamburger-Liebhaberin nie bestellen würde, halte ich den Vegi-Burger für eine gute Sache – immerhin gibt er den Leuten beim Verzehr von Junk-Food das Gefühl, dass sie etwas Gutes für ihre Gesundheit tun. Es ist ähnlich wie beim Döner, bei dem man sich einredet, dass er sehr gesund sein muss, weil da viel Gemüse drin ist.

Laut einer Umfrage von Swissveg 2017 ernähren sich 11 Prozent der Schweizer vegetarisch, 3 Prozent vegan, und 17 Prozent sind sogenannte Flexitarier – Menschen, die bewusst wenig Fleisch konsumieren. Man kann diese Gruppe auch beschreiben als jene Leute, die am Tisch mit Freunden geschickt reden, jeden belehren und trotzdem Fleisch essen. Ich spreche da aus eigener Erfahrung – als Flexitarierin.

Man könnte jetzt annehmen, dass die fleischlosen *patties* von Burger King bei Veganern und Vegetariern super ankommen. Bei einigen tun sie das – bei anderen gar nicht, denn es gehört schliesslich zum guten Ton, sich auf kleine Unzulänglichkeiten zu fixieren und immerzu mit Bedenken um sich zu werfen. Und so kritisieren laut der *Basler Zeitung* Kunden in Ländern, in denen der Rebel Whopper schon länger auf dem Markt ist, dass die veganen Plätzchen auf dem gleichen Rost wie das Fleisch gegrillt werden. Auf demselben Rost. Auf die Nörgler ist Verlass.

Obwohl Burger King erklärte, dass man die Vegi-*patties* unter «strengen Auflagen» und auf der anderen Seite des Bratrosts zubereite, Vegi links, Fleisch rechts, sind auch hierzulande wachsame Vegi-Vertreter unzufrieden. Swissveg-Präsident Renato Pichler gibt zu bedenken, es sei nach wie vor möglich, dass «Schlachtfett auf dem Vegi-Burger landet». Eine Kontaminierung der fleischlosen *patties* mit tierischen Substanzen könne nicht ausgeschlossen werden. Kontaminierung? Wegen zwei Fettspritzerchen? Das erinnert ein bisschen an «Monk» – die Serie, in welcher der Detektiv Angst vor Schmutz hat und sogar beim Anblick von Milch in Panik ausbricht. Man kann nur hoffen, dass dem Veganer beim Velofahren noch nie ein Insekt in den Mund geflogen ist, das er dann aus Versehen verschluckt hat. Ja, die Burger haben einen kleinen Nachteil. Aber soweit ich weiss, sind wegen Fettspritzern noch keine Menschen zu Schaden gekommen – und Veganismus ist ja auch keine Krankheit. Als Veganer ein auf Fleisch spezialisiertes Lokal dafür zu kritisieren, dass die Küche nicht mit einem Extra-Grill für fleischlose Esser ausgestattet ist, ist etwa so,

wie beim Italiener zu bemängeln, dass das eigens für Kids angebotene Schnipso mit dem Pizzateig in Berührung kommen könnte.

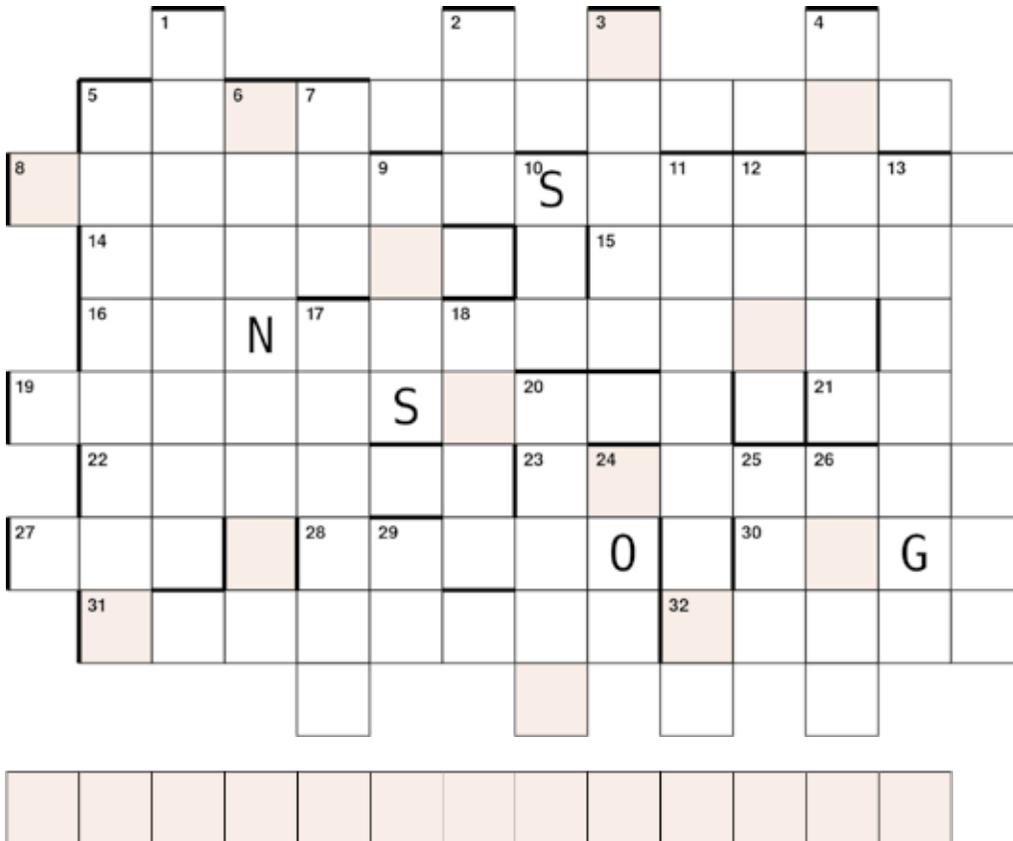
Gemäss der *Basler Zeitung* bedauert Herr Pichler auch, dass Fastfood-Ketten in der Schweiz bei den veganen Menüs hinterherhinken: «Es ist ihnen mehrheitlich bislang nicht gelungen, solche Gerichte auf den Markt zu bringen.» Ja, vielleicht. Aber wer geht denn zu Burger King, um vegetarisch zu essen? Wer geht zu McDonald's, um gesund zu essen? Ausserdem gibt es unzählige Alternativen für fleischlosen Schnellimbiss. In Basel zum Beispiel rund um den Bahnhof ist das Angebot für vegetarische Mahlzeiten riesig.

Das ist das eine. Das andere ist der für viele Veganer und Vegetarier nicht ganz unwesentliche ökologische Aspekt – und der wurde in der Kritik offenbar nicht zu Ende gedacht. Was wäre denn die Lösung, damit empfindliche Veganer zufrieden sind? Sollte Burger King für sämtliche seiner weltweit rund 17800 Filialen neue, separate Grills anschaffen, die Küchen entsprechend umbauen oder gar abreißen und neu bauen? Zwei getrennte Roste sind weder ökologischer noch gesünder. Angesichts der sehr kleinen Gruppe, die wegen fleischloser Gerichte Hamburgerketten aufsucht, wäre es der reinste Verhältnissblödsinn.

Es gibt übrigens auch Vegetarier, die die Kritik nicht teilen. Bei Twitter schrieb eine Userin: «Mir selbst und allen anderen Vegetariern, die ich kenne, ist so was komplett wurst. Wenn ich damit ein Problem hätte, würde ich halt woanders hingehen, was soll's?»

Als Person mit Höhenangst stört mich übrigens, dass man auf Riesenrädern immer so hoch oben schwebt, vielleicht gäbe es ja die Möglichkeit von zwei separaten Gondeln? Ich bedauere auch, dass es bislang nicht gelungen ist, Aussichtsplattformen tiefer zu legen, am allermeisten aber wünsche ich mir, dass man mehr Flugzeuge auf den Markt bringt, die am Boden bleiben.

Tamara Wernli, Video-Bloggerin, lebt bei Basel.  
Aktuelles Video auf [www.weltwoche.ch](http://www.weltwoche.ch)



**Lösungswort** — Kontrolliert Molkereifachangestellte.

Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

**Waagrecht** — **5** Witzige Wadenstecher oder stocksteife Spielverderber. **8** Wahlweise beispielsweise Bergbäche, Kohlelager oder Blockchains. **14** Müssen Kletten, Kleber, Eltern und Egel in der Regel. **15** Herzliche Konsolation, wird kopflos zur Korrosion. **16** Umgepflogte Denkerwiese: Begrenzen die Tropen von Süden und Norden. **19** Etwa einen flatulenten Bären aufbinden oder auf die Mistschuppe nehmen. **21** Macht gut zu also halt und das Chlor- zum Salzteilchen. **22** Glaubt man dessen Zeugen, ist der der Zeuger. **23** Sowieso und so wird zumindest zu stets. **27** Präsentiert – jüngst wegen unethischen Verhaltens kritisiert – die News. **28** Howdy! Teilt sich noch vier mehr als den Vierten mit dem dort Situierten. **30** Lärmig und engräumig kommuner Kommunistenjet. **31** Spieglein, Spieglein, mir ist nicht mehr ganz klar, schwarz wie was war nochmal der Prinzessin Haar? **32** Damit steuert man an Bord eines Boots nach Steuerbord.

**Senkrecht** — **1** Sind klanglich überirdisch schön; tropisch, stratisch und thermisch zumindest überirdisch. **2** Dabei versteht unerfahrener Zugfahrer bloss Bahnhof. **3** Schmuckstück: eventuell schmuck, aber definitiv gelenkig. **4** Unumstösslich, sofern sie am Fest oder in der Brandung stehen. **5** Kann man glücklicherweise einzeln haben, auch ohne welche zu halten. **6** Komponentenweise invertierte Abgabe, ist des Kameramanns Aufgabe. **7** Findet man im Filmstudio aufgestellt oder dem Gedeck unterlegt. **9** Sitzt backwards und sieht deshalb in die Vergangenheit statt in die Zukunft. **10** Was übersetzt le don in l'exercice überführt, ist überdacht gewiss. **11** Die Eselsbrücke dafür ist ein Wink mit dem verknoteten Taschentuch. **12** Statistisch ultimativ Verlustschein, sind jedoch gewinnbringend für sie verkaufende Vereine. **13** Allgemein alltäglicheres «Allfallsige»-Synonym. **17** Liegt gefüttert von Wabendamen auf der faulen Haut, fliegt bewaffnet oder für Luftaufnahmen über Haupt. **18** Eine – kennzeichnet Schlemm-, nein Brennwert – entspricht circa 4187J. **20** Arbeitgeberin, die ihre Angestellten leistungsabhängig in Gold oder Pech entlohnt. **24** Símbolo afilado de la clase campesina. **25** Im Bernerland hinterfragender, Gefieder tragender Steppenstepper. **26** Hält sich in Jekylls Alter Ego versteckt. **29** Vor- sowie rückläufig aufmerksamkeitsheischende Interjektion oder 23 Waagrechts Kurzversion.

I=J=Y © Andri Martinelli – RätselFactory

### Lösung zum Denkanstoss Nr. 643



**Waagrecht** — **4** STRASSENLAMPE: Die deplatzierten Grossen ergeben «WEGLATERNE». **10** TASCHENGELD **14** ERSTUEREMEN **15** ES **16** TOURIST **18** GRAD: Winkelmass **19** QUALM: Wo Rauch ist, ist auch Feuer. **20** EPISODE: Zwischenspiel in Fugen **23** Die Ohren STEIFHALTEN. **27** IEUNE: franz. jung, tönt wie «schön» **28** FUNGIZID: «Überall heds Pilzli draa» von Peach Weber **30** RACHE ist ein Gericht, das am besten kalt serviert wird. **31** Der TEUFEL steckt im Detail und ist ein Anagramm von «Luefte».

**Senkrecht** — **1** VACUUM: engl. Staubsauger und Vakuum **2** Barbie und KEN **3** EMDER: Otto Waalkes oder Karl Dall **4** STREU[SEL]: franz. Salz **5** TASTATUR **6** «I Shot the SHERIFF» von Bob Marley **7** SERIE **8** LENK: Guidon = Lenker **9** PISA: Programme für International Student Assessment **11** STOLEN: engl. gestohlen **12** GETILGT **13** LEGO **17** SPANGE **21** STIER **22** «Die unendliche Geschichte» von Michael ENDE **24** IECK **25** HUE(!) **26** NIFE: Erdkern aus Nickel und Eisen **29** ZU(fall)

**Lösungswort** — **RADDAMPFER**

**EMS**

WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit  
erfolgreich in den Geschäftsbereichen  
Hochleistungspolymere  
Spezialchemikalien



WINTERSAISON VON 28.11.19 BIS 03.05.20



RELAIS & CHATEAUX

★★★★ SUPERIOR  
**CHASA MONTANA**  
HOTEL & SPA

**SILBERSCHNEEWOCHEN**

04.01– 25.01.2020

Profitieren Sie auch diesen Januar wieder von freien Pisten, super Schneeverhältnissen und überragender Leistung.

Ab **CHF 790,-** p. P. im Doppelzimmer mit **Halbpension** für 4 Nächte inkl. **3-Tages-Skipass**

Ab **CHF 1510,-** p. P. im Doppelzimmer mit **Halbpension** für 7 Nächte inkl. **6-Tages-Skipass**

dazu: CHF 50,- Gutscheine für das ZEGG Sport & Mode & CHF 25,- Spa Gutscheine p. P., Chasa Montana Pink und süsse Verführung zur Anreise

**WINTER DELUXE:** Eingebettet in der Silvretta Arena Samnaun-Ischgl öffnet das familiäre Chasa Montana im Engadiner Stil die Tür zu einem grenzenlosen Skiparadies mit 238 km Pisten. Neben dem 5 Gang Halbpensionswahlmenü verwöhnen drei À-la-carte-Restaurants mit Spezialitäten von der italienischen Küche über das Gourmet-Stübli (16 Punkte Gault&Millau, 1 Michelin-Stern) bis hin zum Fondue- & Raclette-Stübli – gekrönt von über 1.000 verschiedenen Weinsorten. Der 1.500 m<sup>2</sup> große Montana Spa mit römischem Hallenbad, Saunalandschaft, Außen-Solepool, Fitnesscenter und Beauty- und Massagecenter bietet Wellness vom Feinsten. Für Damen ist ein exklusiver Lady Saunabereich reserviert. Die Zollfrei Geschäfte von ZEGG bieten ein umfangreiches Angebot an Top-Marken!

WINTER SPECIAL 28.11.19 – 20.12.19,  
04.01.20 – 25.01.20, 07.02.20 – 16.02.20, 21.03.20 – 04.04.2020  
4 NÄCHTE BUCHEN - NUR 3 BEZAHLEN!



Instagram

@hotel\_chasamontana  
#hotelchasamontana

**ZEGG.CH**  
HOTELS & STORES

www.hotelchasamontana.ch